

GOTTHARD KUPPE

SCHLESISIEN

Deine Heimat

und Du

23/ 6.50€ ab OK.

Stimme Wolke dafür

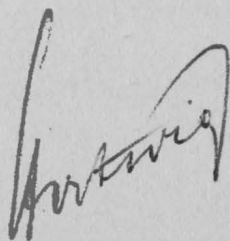
22. 11. 31

6

GOTTHARD KUPPE

SCHLESISIEN

Deine Heimat
und Du

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Gotthard Kuppe', located in the bottom right corner of the page.

Nachdruck, auch einzelner Geschichten, vorbehalten.

Copyright 1956 by Verlag DER SCHLESIER · Breslauer Nachrichten
Recklinghausen in Westfalen, Herner Straße 12/12a

Illustrationen: Heimatbild, Kiel

Satz und Druck: W. Bitter, Recklinghausen

VORWORT

Heimat, welch ein wundersamer Klang liegt in diesem einen Worte, es berührt die Seele des Menschen wie das Wort Mutter. Heimat ist von Gott geschenkt, wie Vater und Mutter; sie ist das Fleckchen Erde, wo wir geboren wurden, wo wir aufwuchsen, wo das Elternhaus stand, wo Menschen lebten, die uns liebten. Wo deine Seele die ersten Wurzeln schlug, da bleibt auch ein Stück deiner selbst; stets wird der Heimatlose seine Blicke und Gedanken immer wieder zur Heimat lenken.

Heimat ist Boden und Menschen, beides. Sie ist Haus und Hof, Feld und Wald, Berg und Tal, alles was dich dort umgibt. Heimat ist auch der Mensch, der deine Sprache redet, die Eltern, der Freund, der Nachbar. Heimat ist Frau und Kind, die große Familie der Verwandtschaft. Heimat ist Arbeit und Feierstunde, Kirchgang und Spiel, Sitte und Brauchtum, Geburt und Tod. Letzten Endes ist Heimat — Liebe!

In fremder Welt bedeutet Heimat Forderung und heilige Verpflichtung, und wer sich mißt an dem Dichterwort: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du“, der wird es in seiner Seele spüren, daß er seine Heimat viel zuwenig liebte, als er sie besaß, jetzt aber, wo er sie nicht mehr besitzt, kommt ihm zum Bewußtsein, was die Heimat für den Menschen ist.

Heimatvertrieben sein heißt, ganz der Heimat treu sein!

Der Verfasser

KLEINE REISE *in die Heimat*

Die Sehnsucht treu steigt mit mir aus der Nacht
und legt mir an die wunderbaren Schwingen,
die durch die Stille mich nach Hause bringen.

Eichendorff

Solange Eichendorff als Student in Halle, Heidelberg und Wien und später als Staatsbeamter in Danzig, Königsberg und Berlin lebte, hat ihn die Sehnsucht nach der schlesischen Heimat nicht verlassen. Als er aus dem Staatsdienste austrat, zog es ihn wieder nach Schlesien zurück, wo er seine letzten Lebensjahre in Neiße verbrachte und dort 1857 starb. War ihm auch seine engere Heimat, das Gut Lubowitz, in der Auflösung der Grundwirtschaftsverhältnisse verlorengegangen, doch die weitere Heimat blieb ihm. Aber wir stehen an der Schwelle des Heimatlandes und schauen über den mit Wachttürmen und Stacheldraht bewehrten Fluß. Millionen von Ostvertriebenen legen immer wieder ein einmütiges Bekenntnis der Liebe und Treue zu ihrer Heimat ab. Solange aber ein Volk seine Verbundenheit zur angestammten Heimat nicht aufgibt, kann sie auf die Dauer auch nicht verlorengehen. Noch sind die Herzen der Kinder Schlesiens nicht still geworden, noch singen wir die Lieder der Kindheit und sprechen ihre Sprache; wir wollen nicht aufhören, das Lob der Heimat zu künden, ihre Schönheit zu preisen, den Alten zur Erinnerung, den Jungen zum Vermächtnis, zum Bedenken und zur Verpflichtung. — Darum kommt mit mir und hört, wie schön die Heimat war. Ihr sollt mit mir reisen durch schlesisches Land, durch das Land eurer Väter und Ahnen.

Mit dem langen Gebirgszug der Sudeten fängt es an. Wir schreiten durch die dunklen Tannenwälder des Isergebirges, entlang der Hochmoore und besteigen den hölzernen Turm auf dem Hochstein, der den Wald weit überragt und uns einen herrlichen Ausblick auf das Riesengebirge und die Ebene bietet. Hinunter geht es in die Talsenke, bevor wir den steilen Anstieg zum Riesengebirgskamm antreten können. Bald schreiten wir über die Urgesteinsbrocken und die kahlen Geröllhaufen des Kammes. Wie lange mag es gedauert haben, bis der langgestreckte Gebirgskamm so geworden ist, wie wir ihn sehen; welche Kräfte der Natur haben mitgewirkt, seine heutige Gestalt zu vollenden? Die Gletscher haben in den Schnee gruben und Teichen tiefe Ausschürfungen hinterlassen, und die Bäche sägten sich ins Erdreich und feste Gestein des Gebirges ein und schufen die Klamm von Zackel und Kochel. Es ist das einzige Gebirge Schlesiens, das in seiner Gesamtheit über die Grenze des Hochwaldes hinausgeht. Es ist das bezaubernde Reich Rübezahls, des gutmütigen und launischen Berggeistes. Die Berg Rücken sind von der Latschenkiefer, dem Knieholz bewachsen, und über ihnen thront die steile Gesteinspyramide der Schneekoppe, des höchsten Berges des Schlesierlandes. Wir schauen hinunter in die tiefen Täler und auf die fruchttragende Ebene mit ihren Städten und Dörfern, auf die Straßen und Schienenstränge, die sie verbinden. Wer das Riesengebirge mit der Vielseitigkeit seiner Erscheinungen in der Natur der Bergwelt und seine Menschen richtig kennen will, muß dort geboren sein oder viele Jahre dort gelebt haben. Vielleicht greifen nirgends Mensch und Landschaft so ineinander wie in Schlesiens Bergen. In der Ferne des Ostens verliert sich der Blick in blassen Höhenzügen, die schützend aufsteigen, gleichfalls gute, fruchtbare Erde zu ihren Füßen. Die langen Dörfer, an den Flußläufen sich hinziehend, zeugen vom Wohlstand ihrer Bewohner.

Wandern wir von hier weiter durch die tiefen Schründe, durch die vom Wildwasser

durchrauschten Täler und über die Paßstraßen, von denen unser Blick immer wieder auf die Kornkammer Schlesiens fällt, erreichen wir das Waldenburger Bergland. Vorbei geht es an den steilen Basalt- und Porphyrkuppen des Hochwaldes, des Sattelwaldes und des Heidelberges, und durch dunkle Täler mit herrlichem Mischwald kommen wir in den Waldenburger Talkessel, in den Wald der Schornsteine und Fördertürme. Rauchende Schlotte und sausende Räder sind hier Symbole der Arbeit und des rastlosen Schaffens. Daneben der schollentreue Bauer, Pferd und Kuh im Zwiesgesspann, lenkt er den Pflug durch die Erde seiner Väter. Sinnend, tief versunken blickt er nach der nahen Zeché, die sein Land raubt; doch was hilft's, hier gehören Bauer und Kumpel zusammen. Der Pulsschlag der Arbeit umfängt sie beide, den einen unten im Schoß der Erde, den anderen im Licht der Sonne. Wohlgepflegte Straßen bringen uns westlich der Hohen Eule, wo die Spindeln surren und das Schiffelein der Webstühle saust, in die Grafschaft Glatz. Geschützt durch die hohen Berge, geziert mit dem schönsten und formenreichsten Sandsteingebirge Deutschlands, der wilden Heuscheuer, bildet sie eine Welt für sich. Auf den alten, steinernen Brücken hält der heilige Nepomuk Wacht, auf den Marktplätzen der Städte erheben sich die Mariensäule und ein plätschernder Brunnen, umgeben von den Bürgerlauben und den geschwungenen Giebeln des Barocks. Wie überall an den Rändern der Sudeten sprudeln auch hier heilkräftige Quellen aus dem Schoß der Erde, und mit dem heilsamen Moor bringen sie den Kranken Heilung und Stärkung. Die gepflegten Kur- und Badeorte sind die Perlen des Glatzer Landes. An den Wallfahrtsorten Wartha, Albendorf und Maria Schnee kniet der katholische Schlesier zu Füßen der Gnadenbilder der Gottesmutter. Glasbläser schaffen hier die Wunderdinge von Glas und Kristall, die aus den Wäldern ihren Weg in die große Welt gehen. Goldgräber und Schatzsucher kamen früher in die Berge und trugen manches Säcklein Gold und Silber davon. Der Glatzer Schneeberg überschaut sein Land von hoher Warte, und in den dunklen Nächten hält er stumme Zwiesprache mit seinem großen Bruder, dem Altvater.

Wir folgen dem Durchbruch der Glatzer Neiße, und vor uns liegt die fruchtbare Lößlandschaft der linken Oderseite. Doch schnell werfen wir von den Höhen noch einen Blick auf Deutschlands flächenmäßig größtes Staubecken an dem Fluß. Und nun wandern wir durch die kleinen, betriebsamen Kreisstädte, die Mittelpunkte ihres Hoheitsgebietes sind. Es lohnt sich durchaus, eine kleine, schlesische Stadt forschend zu durchwandern. Immer wieder bewundern wir die Planmäßigkeit ihres Aufbaues: der große, quadratische Ring mit Rathaus, Kirche, Brunnen und Denkmälern und die vom Marktplatz rechtwinklig ausgehenden Straßen mit den schönen, alten Bürgerhäusern. Wir schreiten durch die Straßen und Gassen und sehen vielhundertjährige Geschichte. Kirchen und Rathäuser, Portale und Tortürme, Patrizierhäuser, Reste alter Piastenschlösser und Burgen, Klöster und Kapellen, Burgruinen und Wälle weisen uns Geschichte. Und trotzdem, jede Stadt hat ihr eigenes Gesicht, ihre Besonderheiten. Dazwischen liegen die satten Bauerndörfer mit den Höfen nach fränkischer Art, mit Gutshof und Schloß, Kirche und Pfarrhaus.

Wir wenden uns Oberschlesien zu und besuchen die alte Bischofsstadt Neiße, das schlesische Rom, mit den vielen ehrwürdigen Gotteshäusern, mit der Schönheit seines mittelalterlichen Stadtbildes und mit dem Stadtviertel, dem Friedrich der Große sein Gepräge gab. Aus der Ferne grüßen die Berge des Altvaters und die Bischofskoppe. Weiter geht es am Gebirge entlang durch die kirchengeschmückten Bauerndörfer. Glauben wir nicht etwa, daß Oberschlesien ohne landwirtschaftliche Reize ist! Die Wälder in Eichendorffs Heimat befehlen uns bald eines anderen. Hier haben sich oberschlesische Tracht und das Volkstum unverfälscht erhalten. Durch die Mährische Pforte und über die Oder erreichen wir die große Arbeitsstätte Schlesiens, die in zweihundert Jahren geworden ist: aus den kleinen Bauerndörfern wurden Großstädte mit pulsierendem

Leben, mit Rhythmus und Schwung. Aus ganz Deutschland stellten sich hier die Pioniere der Arbeit ein. Hier trafen sich der Westfale und Norddeutsche, der Rheinländer und Süddeutsche mit dem bodenständigen Schlesier zum gemeinsamen Schaffen. Schacht und Stollen trieben sie voran, um die Bodenschätze zu heben und zu fördern, der Menschheit zum Nutzen. Nördlich davon durchwandern wir die großen Wälder mit den stillen Walddörfern, in denen wir die hölzernen Kirchlein finden, eins schöner als das andere. An der Schwelle des Landes steht auf dem Chelmingebirge der heißumkämpfte Annaberg, Oberschlesiens Wallfahrtsort, der Wachturm des Glaubens mit dem Denkmal der Retter Oberschlesiens nach dem ersten Weltkriege. Die Türme des Klosters grüßen weit ins Land hinaus. Einsam wird es in den großen Wäldern, wo die großen Schlösser verzaubert träumen, die Zeugen eines großen Reichtums aus einer anderen Zeit.

Aus den Wäldern heraus kommen wir in die Weite des Grenzlandes im schlesischen Osten. Hinter den Buchenwäldern der Trebnitzer Höhen, dem Katzengebirge, wo im schützenden Tale die Stadt Trebnitz mit dem Kloster der heiligen Hedwig, der großen Schutzpatronin des schlesischen Landes, liegt, entdecken wir eine Landschaft, die uns an Ostpreußen erinnert. In dieser Seenlandschaft glitzern viele waldumstandene Fischteiche in der Sonne, in denen die Weihnachtskarpfen gezüchtet werden. Wir folgen den ruhig dahinfließenden Gewässern und erreichen die Oder. Wie mächtig und groß ist sie geworden, seitdem wir sie in der Mährischen Pforte überschritten. Große Lastkähne gleiten auf ihren Wellen, vorüber an den Uferwäldern, vorüber an dem langgestreckten, doppeltürmigen Kloster Leubus, das breit und wuchtig wie ein Schiff am Hochufer gebaut wurde. Von hier ging die Besiedlung des Landes aus, hier wuchs zuerst der Hafer, dann das Roggenkorn und nach schweißtriefenden Jahren endlich der goldene Weizen. Leubus, die Perle der schlesischen Klöster. Und heute? Eine Fähre bringt uns über den Strom; Grünbergs Weinhügel sind schwach am nördlichen Horizont erkennbar.

Nun geht es in die niederschlesische Heide hinein, in die Kiefernwälder mit dem Heidekraut und den Wacholderbüschen. Zwei rasch dahinfließende Flußläufe kreuzen unseren Weg: Bober und Queis. Wir folgen ihrem Laufe, und sie begleiten uns in die zweite Seenlandschaft, in das Reich der künstlichen Bergseen, die eine durchdachte Technik schufen. Aus den engen Tälern des Gebirges kommen die rauschenden Bergbäche und werden gestaut. Spielegende Seen, viel gewunden, fangen das Wasser auf, um es zu gegebener Zeit dem großen Fluß des deutschen Ostens, ihm dem urwüchsigen aller deutschen Ströme, der schwer und breit in der Niederung dahinfließt, zuzuführen. Fast der ganze schlesische Raum gehört zum Niederschlagsgebiet der Oder; von Osten und Westen fließen ihr die Wasserläufe zu, die östlichen träge und schwermütig, die westlichen schnell und aufgeregt. Sie alle helfen mit den Talsperren, die Lastenstraße des Landes schiffbar zu halten, denn in ihrem Quellgebiet wird die Oder nicht mit Wasser verwöhnt.

Doch was wäre Mutter Schläsing ohne die Hauptstadt Breslau, die genauso vielseitig ist wie das Land. Sie hat sich weit ausgebreitet und ihre Arme tief in das Land hinausgestreckt. Großzügig angelegte und planvoll gebaute Stadtrandsiedlungen umschließen die Altstadt. Wir sind überrascht und erstaunt — wie jeder fremde von Breslau — von Schlesiens Hauptstadt. Bewundernd stehen wir vor dem schönsten Rathaus des deutschen Ostens, ehrfürchtig betrachten wir den Breslauer Dom und seine Nebenkirchen. Wer die Spuren deutscher Geschichte und deutscher Kultur sucht, der findet in der alten Stadt alles, aufgeschlagen wie in einem großen Buche. Am Ring strecken die mittelalterlichen Bürgerkirchen ihre gewaltigen Türme gen Himmel, am Ufer des Stromes erhebt sich langgestreckt der gewaltige Bau des ehemaligen Jesuitenkollegs, die Universität, ein Zauberwerk des Barocks. Auf unseren Wegen durch die Stadt fallen uns die prunkvollen Bürgerbauten auf, und wer aufmerksam betrachtet, dem entgehen auch nicht die Bauten, die in

der Zeit Friedrich des Großen entstanden. Zu den Sehenswürdigkeiten zählt das Schloß des Königs, das mit seinen historischen Räumen erhalten blieb und Schloßmuseum wurde. Und noch etwas fällt uns auf: Aus den alten Befestigungsanlagen und dem Stadtgraben wurde in Breslau — wie kaum in einer anderen deutschen Stadt — unter Erhaltung des Grabens ein breiter Gürtel von herrlichen Promenaden geschaffen. Am Stadtgraben entlang führt der Weg zur Oder, die in mehreren Armen die Stadt durchfließt. Vier Nebenflüsse münden auf Breslauer Gebiet in den Strom, der im Sommer von den Wasserfreunden stark besucht wird. Über schöne Brücken und durch den alten Scheitniger Park, mit seinen dicken, hundertjährigen Eichen, führt uns der Weg zur berühmten Jahrhunderthalle, einer der größten Kuppelbauten der Welt. Wie in jeder anderen Stadt sehen wir auch in Breslau neben den alten und historischen Bauten moderne Gebäude und Geschäftshäuser. Die schönen, zahlreichen Brunnen, Denkmäler und Standbilder fallen uns auf. Was für eine schöne Stadt!

Ja, so war es einmal. Eine blutige Passion ging über das blühende Land und die strebende Stadt. Ihre Menschen sind heute verstreut, getrennt, auseinandergerissen, heimatlos. Eine Wunde, die blutet, und darin mischen sich die Tränen der Alten, die wissen, was sie verloren haben.

Neujahrmorgen 1939 IM RIESENGEBIRGE

Endlich ist es soweit. Wir sind dem grellen Licht der Großstadtlampen, der Schaufensterbeleuchtung und der spielenden Lichtreklame der weihnachtlichen Großstadt entkommen und sitzen am frühen Morgen im Zug auf dem Freiburger Bahnhof in Breslau. Was schadet es, wenn wir noch schlaftrunken und müde sind. Es sind ja Ferientage, und in drei Stunden steigen wir in Hirschberg aus und sind bald in Rübezahls Reich. In der Ebene ist der Schnee noch nicht liegengeblieben. Erst als wir durch das Waldenburger Bergland fahren, und der fahle Morgen ein nebligtes Grau durch die Scheiben wirft, gewahren wir auf den Höhen des Hochwaldes und des Heidelberges den ersten Schnee. In Hirschberg ist für uns die Eisenbahnfahrt zu Ende, wir steigen in die Hirschberger Talbahn um. Vergebens schauen wir hinter Bad Warmbrunn nach dem Kamm des Riesengebirges aus, und verächtlich raunt sich einer in seinen etwas zu wuchtigen Wollschal. Waschküche! Doch wir lassen uns die Stimmung nicht verderben. Im „Himmelreich“, der Endstation der Straßenbahn, nehmen wir einen Stonsdorfer — an der Fabrik mußten wir leider vorbeifahren —, dann unsere Bretter auf den Rücken und marschieren ab. Auf den Hängen von H a i n liegt Schnee. Er ist schon unansehnlich geworden, denn es hat lange keinen Neuschnee gegeben. Bald stampfen auch wir auf dem Schnee, und die Straße ist nicht mehr schmutziggrau. Hörnerschlitten bringen Gäste zu Tal, die in den Weihnachtsfeiertagen „oben“ waren. In zwei Stunden zügigen Ausschreitens sind wir auf dem Kamm, dem Spindlerpaß.

Brauender Nebel umgibt uns, also doch Waschküche. Aber statt des warmen Brodems empfängt uns ein schneidender Nordostwind. Die Markierungsstangen weisen breite Fahnen auf, Kristall an Kristall. Nichts ist zu sehen, sogar die Spindlerbaude, die unmittelbar vor uns liegt, und in der wir unsere Ferientage verbringen wollen, ist nicht zu erkennen. Der Kamm ist spiegelglatt gefegt, alles Eis und Harsch. Die Stahlspitzen unserer Stöcke quietschen, wenn wir sie herausziehen aus dem gefrorenen Schnee. Vor der Baude das übliche Bild: Gäste kommen und gehen. Der brave Hausgeist Friedrich nimmt unsere Bretter von den Schultern, und nach einer herzlichen Begrüßung mit „Tante Else“ und Frau Lotha suchen wir unsere bereitgestellten Zimmer auf, um unser Gepäck im Schrank

*Landschaft im Riesengebirge
mit Schmeekoppe*



zu verstaun. Später sitzen wir am warmen, grünen Kachelofen in der Gaststube und lassen uns den Apfelstrudel mit Sahne gut schmecken.

Auch am nächsten Tag macht uns das Wetter noch Sorgen; so wünschen wir es nicht. Nebel, nichts als Nebel; wo bleibt der Neuschnee? Wie ein rasendes Tier heult der Sturm über den Paß, daß man Mühe hat, sich zu halten oder gar vorwärts zu kommen. Am Abend läßt das Tosen und Brausen nach, und die ersten Flocken rieseln nieder. Es schneit weiter. In der Nacht und am Tage fallen die großen Flocken auf die Erde, auf die Wälder und unsere Berge. „Neuschnee!“ jubelt alles; zu Neujahr bekommt die Erde ein reines, weißes Kleid.

Am Neujahrmorgen entdecken wir in der Frühe Sterne am Himmel. Raus aus den Betten, und noch im Grauen des Morgens nehmen wir das Frühstück ein. Draußen empfängt uns ein Wintermorgen, an dem sich der Himmel und die Bergwelt, voll des reinen Schnees, zu einer Harmonie von seltener Schönheit verschmelzen. Der Himmel, strahlend blau — nur über dem Kamm des Ziegenrückens ist noch das grünliche Licht —, überspannt das schlesische Skiparadies. Die Telephondrähte spannen sich wie dicke, weiße Schnüre von Mast zu Mast. Wir schreiten am Jugendkammhaus „Rübezah!“ vorbei und wollen über die Sturmhaube in den Teufelsgraben, um den Neuschnee richtig zu genießen. Der niedrige Kammwald zu beiden Seiten des Weges ist heute tief verschneit. Bald lassen wir den Weg links liegen, und in groß ausholenden Serpentinchen, die frische Winterluft tief einatmend, steigen wir den Kegel bergan. Es ist eine Lust, in dem tiefen Neuschnee zu spüren.

Oben angekommen, schaufeln wir mit den Brettern den frischen Schnee von den Gesteinsblöcken, um einen besseren Stand zu haben. Vor unseren Augen tut sich im Licht der steigenden Sonne unsere geliebte winterliche Welt des Riesengebirges auf. Wir sind wieder in unseren Bergen! Und warum kamen wir hierher? Die Berge hatten uns gerufen, die Sehnsucht hatte uns getrieben, denn wir liebten sie mit ihrer Einsamkeit, ihrer Größe und Schönheit, mit ihrer wunderlichen Welt. Sie schenkten uns Erholung, Entspannung, Kraft und Heimatliebe. Schweigend stehen wir, auf unsere Stöcke gestützt, und bewundern

den Kranz der verschneiten Gipfel und Hänge. Unser Blick gilt zunächst der Schneeknöpfe mit der drohend, jäh abfallenden Wand nach dem Riesengrund. Die Koppenhäuser liegen zum Greifen nahe, und das sanft ansteigende Band des Jubiläumsweges sowie die gezackte Linie des steilen Bergweges sind klar zu erkennen. Geduckt, tief eingeschnitten, liegen das Schlesierhaus und die Riesenbaude zu Füßen des steil aufsteigenden weißen Kegels. Die Prinz-Heinrich-Baude grüßt zu uns herauf, und hoch streckt sich die Wiesenbaude aus dem weiten Schneefeld, als wollte sie betonen: Ich bin doch die höchste und größte hier oben. Die kleine Rennerbaude schmiegt sich dagegen bescheiden und ängstlich in den schützenden Schnee. Vor uns der Weißwassergrund, dahinter der steile Ziegenrücken. Auch aus dem Hirschberger Tal leuchtet es jetzt weiß herauf. Nach Norden schweift der Blick über den gewaltigen Koloß des Schwesternberges, an dem sich, unter den Mädelsteinen, die Peterbaude anschmiegt. Darüber ist rechts vom Hohen Rade die Schneegrubenbaude mit dem trutzigen Turm zu sehen. Märchenhafte Winterwelt — wir werden des Sehens und Staunens nicht müde. Unten ziehen Gruppen von Skiläufern kreuz und quer ihre Spur über die verschneiten Hochmoore ihrem Ziele zu; heute brauchen sie nicht die Markierungsstangen, das Ziel liegt klar und unverfälscht vor dem Wanderer.

Wir machen uns fertig zur Abfahrt, klopfen den Schnee von den Schuhen und „steigen ein“. Mit einem Sprung in die Höhe und ein paar kräftigen Stößen mit den Stöcken jagt der erste den alpinen Steilhang hinunter. In großen Bögen und kräftig gesetzten Schwüngen geht es über das schwere Gelände, hinter ihm fegt die Schneewolke her. Pulverschnee. So ist es richtig: das ist eine Abfahrt! Der nächste folgt, wieder die Schwünge, ganz tief in der Hocke, und dann stehend die Schlusfahrt. Die letzten zwei kommen ebenfalls gut unten an. Die rasende Fahrt und die kalte Morgenluft lassen uns die Augen tränen; wir wischen sie mit dem Handrücken ab, um die Pracht von unten bewundern zu können. Wir verfolgen die Abfahrtsspur im Neuschnee; nur die unsrige ist zu sehen.

Wir können es nicht lassen: wir steigen noch einmal in die Höhe, die Abfahrt war zu schön. Dieses Mal sollen unsere Spuren symmetrischer, in ein neues Feld, gezeichnet werden. Zwei Schußfahrten, zwei Geraden, dazwischen die sich kreuzenden Bögen von den Schwüngen. Es ist geglückt, stellen wir fest, keine „Badewanne“ verunziert unsere Riesenzeichnung. Weiter geht's zum Weißwassergrund. Im Anfang der gewaltigen Erdrinne geht es noch flott, doch dann heißt es aufpassen und vorsichtig schwingen. Bald sind wir mitten drin, und auf einer Sperrmauer des Weißwassers halten wir Rast, weil es zu schön hier ist, um nicht zu verweilen. Was für eine Landschaft, welche Stille! Die steilen Bergwände schließen uns ein, aber wir fühlen uns nicht beengt. Die Sonne strahlt jetzt entlang des Grundes. Welches Licht! Das im Sommer so lustig plätschernde und eilende Flüsschen, das Weißwasser, das hurtig von Fels zu Fels springt, ist zu Eis erstarrt. Hier hat der große Zauberer Winter kunstvoll gearbeitet und phantastische Gebilde geschaffen. Große und kleine Eiszapfen, in denen sich das Licht vielfältig spiegelt, hängen an den Felsen herunter, hinter sich eine Höhle bildend. Oder ist es das Maul eines Ungeheuers mit den spitzen und scharfen Zähnen? Nein, ich weiß es: Die Paläste sind es, die Zauberschlösser, vom Winter geschaffen für die Kobolde und Geister dieser Eis- und Schneewelt. Wir stoßen keinen der Zapfen ab, es wäre eine frevle Tat, eine Nichtachtung des Winters und seiner Kräfte. Und dort oben, diese schroffe Felsenwand! Ist es nicht das weiße Skelett eines ungeheuren Tierschädels? Sieht man nicht die gähnenden, schwarzen und drohenden Augenhöhlen? Liegt es nicht zum Sprung auf uns bereit? Das Ungeheuer daneben erscheint mir wie der schlafende Kopf eines Riesennilpferdes.

So lassen wir unsere Phantasie spielen. Doch es gehört gar nicht viel dazu, es ist wirklich so. Sieh dort das gebeugte, alte Weiblein, wie es den Hang heraufkeucht! Und doch ist es nur eine kleine Fichte, durch die Last von Schnee und Eis verunstaltet. Und die Gipfel

Riesengebirge,
Schnee grubenbaude



von den Fichten, zeigen manche unter ihnen nicht Form und Ausdruck eines Kopfes, eines Gesichtes? — Die Sonne scheint, uns gruselt nicht. Aber gehe des Nachts durch den tief verschneiten, vereisten Winterwald des Gebirges, so wird das Herz dir klopfen, und du wirst erschrecken vor den verummten und verdächtigen Gestalten, die deinen Weg umlauern.

Es ist Mittag geworden, und nach langsamer Fahrt — es soll uns nichts entgehen — ist die Weißwassergrundbaude erreicht. Von dort steigen wir zum Ziegenrücken an, um den später flach abfallenden Weg, der um das Bergmassiv herum nach St. Peter führt, abzufahren. Der Neujahrsmorgen ist vorüber, der Neujahrsmorgen 1939. Vorüber ist der Besuch bei Rübezahl in seinem verwunschenen Reich des Riesengebirges. Wie ein schöner Traum liegt alles hinter uns. Und was ist geblieben? Die Sehnsucht nach den vertrauten Bergen, die Liebe zum Riesengebirge, das Heimweh nach den Stätten der Jugend, die Erinnerung an glückliche und sorgenfreie Ferientage, die Gedanken an Menschen, die uns lieb und wert waren.

HIRSCHBERGER PLAUDEREIEN

Bei dem Gedanken an unsere Riesengebirgsstadt Hirschberg fällt mir ein, daß das Wappen der Stadt einen mächtigen Hirsch im diagonal geschnittenen Schild zeigt, der in seinem Äser ein Kleeblatt trägt. Ein glückhaftes Symbol, das der Stadt nicht umsonst verliehen wurde. Wer die unvergleichlich schöne Lage der Stadt kennt, wird zugeben müssen, daß sie zu den reizvollsten Städten des schlesischen Landes zählt. Im Hirschberger Talkessel, aus dem sich die Falkenberge wie trutzige Wächter herausheben, leben die Anmut und der Liebreiz der heimatlichen Landschaft. Wie oft wurde dieses Fleckchen Erde nicht schon von bedeutenden Männern lobend erwähnt und wegen seiner Schönheit gepriesen. Doch davon später. Ich möchte an den Blick von der „Feige“ — der Paßhöhe bei Seifersdorf — auf das Hirschberger Tal und die Falkenberge erinnern. Wie eine Riesenkulisse bildet der langgestreckte Kamm des Riesengebirges den Hintergrund. Wie

von Kristall aufgebaut, steht er im Winter und streckt seine markanten Erhebungen in die Bläue des Himmels. Stolz und kühn reckt die Schneekoppe sich über den Kamm, und die Umrisse der beiden Koppenbäuden, der Laurentiuskapelle und der Wetterstation sind deutlich zu sehen. Die jäh abfallenden Teichränder lassen selbst auf diese Entfernung den fast senkrechten, vereisten Absturz erkennen. Über dem Felsgehänge der beiden Schneegruben erhebt sich der in einem Eispanzer erstarrte Turm der Schneegrubenbaude und grüßt herüber. Oder ist der Anblick im Frühjahr nicht noch schöner, wenn die erwachenden Bäume ihre ersten Knospen zum Brechen bringen wollen und über dem langen Streifen des dunklen Bannwaldes der letzte Schnee auf dem Kamm noch blendend weiß leuchtet? Heimat, oft geschaut, und nie vergessen!

Inmitten dieser Landschaft liegt die Stadt Hirschberg, dort, wo Bober und der wilde Zacken ihre Wasser vereinen. Wie fast alle Städte Schlesiens zeigt auch sie den Typ der ostdeutschen Kolonisation: den rechteckigen Markt, die rechtwinklige Straßenführung, den anheimelnden Kranz der Lauben, die den Markt, auf dem die schönen Brunnen rauschen und plätschern, umgeben. Die hügelige Lage hat jedoch der Stadt trotz Regelmäßigkeit der Planung die Strenge des ostdeutschen Siedlungstypus etwas genommen. Der Innenkern ist, wie alle anderen Stadtanlagen ebenfalls zeigen, recht eng angelegt, und man spürt noch heute den umschließenden Panzer der alten Stadtmauer, die ihre Küchlein auf engem Raum zusammenpferchte. So zeigen die alten Patrizierhäuser am Ring an ihrer Vorderfront meist nur drei oder höchstens vier Fenster. In den reich geschmückten Vorderansichten und in den lebhaft gestalteten Giebeln zeigt sich neben dem ostdeutschen Typ der Einfluß, der durch die wirtschaftlichen Beziehungen zu Wien und Prag, und noch darüber hinaus, auf die Stadt eingewirkt hat. Jedes Haus zeigt Geschmack und natürliche Formsicherheit, die in der Anlage der Giebel, in der Fensteranordnung und der Straßenlage zum Ausdruck kommen. Das Einströmen solcher Einflüsse von Süden und Westen her hat nicht vor dem großen Gebirge haltgemacht, sondern durch die Einschnitte und über die Pässe des Gebirges Eingang gefunden. So finden wir in den alten



*Hirschberg i. Schles.
Rathaus auf dem Ring*

*Hirschberg i. Schles.,
Gnadenkirche*



Häusern große Lichthöfe mit überladen ausgestatteten Treppenhäusern und geschnitzten Galerien, große stucküberhäufte Prunkgemächer, in denen einstmals Handel und Wandel der blühenden Stadt besprochen und beraten wurden.

In dieser Stadt wohnten und herrschten einmal die Schleier- und Leinenherren, die mit ihren Waren ein großes Absatzgebiet versorgten, ja, man sagt, daß die Hirschberger Schleiermacher Weltruf erobern konnten. So wurden sie geldschwere Kaufleute, die mit den Adelsgeschlechtern um die Wette prunken konnten. Selbst der große Brand im Jahre 1549 konnte die ständige Entwicklung der Stadt nicht unterbrechen oder auch nur aufhalten. 1568 schlossen sich die Schleiermacher in der Kaufmannssozietät zusammen und überwandern schnell die Not des großen Krieges. Not kam erst wieder über diese Stadt, als die mechanischen Webstühle die handwerkliche Kunst an die Seite drückten und damit eine schwere Wirtschaftskrise in das Hirschberger Tal einzog. Als in den folgenden Jahrzehnten die Eisenbahnen gebaut und Hirschberg zu einem größeren Eisenbahnknotenpunkt wurde, wandte sich die Not; der Fremdenverkehr brachte die Wendung und die Rettung. Verschwunden ist die alte Stadtmauer, verfallen sind die Befestigungsanlagen, doch starke Türme blieben noch Zeugen der alten wehrhaften Stadt: der Schildauer- und Burgturm stehen noch. Der breite Stadtgraben, gespeist von den Wassern des Bobers, ist zugeschüttet worden, doch für das spätere Stadtbild wurde entscheidend, daß an Stelle des früheren Wallgrabens und der Stadtmauern ein Grünstreifen für die Promenaden geschaffen wurde, und daß auch noch einige Reste der alten Befestigungsanlagen erhalten geblieben sind. In der städtebaulichen Entwicklung der Stadt ist auch noch zu berücksichtigen, daß die einstige mauerumwehrte Stadt vor ihren Toren große Gärten hatte, die als Bleiche Verwendung fanden. Die reichen Kaufherren bauten in ihren Gärten ein Gartenhaus auf, Teiche und Springbrunnen wurden angelegt, selbst Treibhäuser mit ausländischen Blumen und Gewächsen fehlten nicht. Und wandern

wir weiter aus dem Weichbild der Stadt heraus, kommen wir zu dem **Kavalierberg**, dessen Anlage der Hirschberger Bürgermeister Schönaus schuf, der von 1780 an viele Jahre umsichtig die Stadt verwaltete. Auch der **Hausberg**, der früher vielleicht einmal zum Schutze der Stadt befestigt war — Anlagen von konzentrischen Ringwällen waren noch festzustellen —, soll nicht vergessen werden.

Auch schwere Zeiten kamen über Hirschberg. 1427 stürmten die Hussiten gegen die Mauern und legten einen großen Teil der Vorstädte in Schutt und Asche. blieb die Stadt im Anfang des Dreißigjährigen Krieges von der Kriegsfurie verschont, mußte sie in den letzten Jahren doppelt schwer die Not des Krieges erfahren. Hirschberg wurde arm. Nicht nur der Reichtum war zerstört oder verloren, auch die Zahl der Bewohner war merklich zurückgegangen; und was nicht der Plünderung und dem Kampfe zum Opfer fiel, vernichtete der Würgengel, die Pest. In den schlesischen Kriegen kam Hirschberg günstiger als manche andere schlesische Stadt davon.

Zwei Kirchen der Stadt möchte ich nicht unerwähnt lassen. Die katholische Pfarrkirche entstand in der zweiten Hälfte des 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Gotik und Renaissance wurden in diesem Gotteshaus vereinigt, und der Barockaltar des Thomas Weißfeld, in den Jahren 1713 bis 1718 geschaffen, wurde ein Meisterwerk des schlesischen Barocks, an dem allerdings auch noch andere Einflüsse fruchtbar mitgewirkt haben. Der große Reichtum des Hirschberger Patriziats der Leinen- und Schleiermacherherren hat sich nicht nur in ihrer Lebensart und dem äußeren Glanz ihrer Häuser gezeigt. Als Hirschberg im Jahre 1709 die Erlaubnis erhielt, eine Gnadenkirche zu bauen, überboten sich die reichen Haufherren bei dem Bau und der Ausgestaltung dieser Kirche. Für die Genehmigung zum Kirchbau hatten die Hirschberger nicht weniger als 120 000 Gulden als Geschenk und 100 000 Gulden als Darlehen an den Kaiser zu zahlen. Mit den anderen fünf schlesischen Städten zusammen, die gleichfalls Gnadenkirchen erbauen durften — Freistadt, Landeshut, Sagan, Mitlitsch, Teschen —, mußten noch 200 000 Gulden an den Schwedenkönig gezahlt werden. Der Bau der Gnadenkirche wurde von dem Baumeister Martin Frantz, der aus Reval stammte und unter dem Breslauer Baumeister Knoll gearbeitet hatte, 1710 begonnen und 1718 fertiggestellt. Die Gewölbemalerei im Altarraum wurde von dem bekannten Felix Anton Scheffler ausgeführt, nachdem schon einige Jahre vorher ein Schüler Willmanns die Mittelkuppel und das Kreuzarmgewölbe gemalt hatte. Die größte Stiftung machte der Schleierherr Christian Menzel, der für den Bau der großen Orgel allein 30 000 Gulden der Kirche schenkte. Dieser Kaufherr gehörte zu den größten Söhnen der Stadt Hirschberg, er genoß weit über die Grenzen des Landes hinaus großes Ansehen. Kaiser Karl VI. wollte den reichen Kaufherrn in den Adelsstand erheben, um ihm die Möglichkeit zu geben, ein Rittergut zu erwerben. (Nach den damaligen Bestimmungen war dieses für einen Bürgerlichen ganz unmöglich.) Doch der stolze Kaufherr lehnte die Standeserhöhung ab, bekam aber trotzdem vom Kaiser die Erlaubnis, die beiden Rittergüter Lomnitz und Berbisdorf zu kaufen. So waren Hirschbergs Kaufleute, die Leinen- und Schleierherren!

Von Hirschberg aus begann auch die Erschließung des Riesengebirges. Um 1560 war ein Christoph Schilling Rektor der Hirschberger Lateinschule. Er lehrte nicht nur in den Schulstuben, er ging auch mit seinen Schülern hinaus zu dem großen Lehrmeister, der Natur. Er unternahm Gebirgswanderungen, die nicht nur bis zum Kamm des Riesengebirges reichten, auch die Schneekoppe wurde mehrmals erstiegen.

Auch die Schleier- und Leinenherren zeigten eine für die damalige Zeit weitgehende Aufgeschlossenheit für die Schönheiten des Riesengebirges. Schon einmal hatte der Kaufherr Buchs mit seinen Freunden die Schneekoppe bestiegen. Bei seiner zweiten Besteigung, die zwölf Jahre später, im Jahre 1724 stattfand, schrieb er in das Koppenbuch:

„Zweimal hab ich dich gesehen,
Dich, berufenen Riesenberg;
Beidesmal ist es geschehen,
Mit gewünschtem Augenmerk.
Denn wir sahen bei hellem Wetter
Über große Wolken aus
Prag und Breslau, Stein und Graus.

Es sind nun zwölf Jahr verflossen,
Da mich lüste hier zu gehn,
Und ich kann noch unverdrossen
Jetzt auf deinen Höhen stehn;
Aber wie wird's förder gehn,
Wenn zwölf Jahre mehr vorbei?
Führ mich, Herr, zu deinen Höhen,
Daß ich ruh und sicher sei.“

Von vielen bedeutenden Männern, die in den letzten Jahrhunderten Hirschberg und seine Umgebung besucht haben, wurde dem Hirschberger Land größtes Lob zuteil. Kein Geringerer als Goethe schrieb im August 1790: „Seit Anfang des Monats bin ich in diesem interessanten Land, habe schon manchen Teil des Gebirges und der Ebene durchschritten und finde, daß es ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze macht.“

Auf seiner Fahrt von Landeshut über Janowitz und Seifersdorf nach Hirschberg, wo er im „Hotel Drei Berge“ Wohnung nahm, schreibt Karl von Holtei: „Nichts über das Hirschberger Tal! Es ist ein Garten! Sanfter, anmutiger schlingt sich nirgends eine große Bergkette um blühende Fluren. Wem hier das Herz nicht aufgeht, wenn er nicht sagt: Schlesier, das ist deine Heimat, wem hier Seele und Gemüt nicht in die feuchten Augen treten, der hat keine Augen oder keine Seele.“

RUND UM WALDENBURG

Als in den Jahren 1926/27 die Eisenbahnstrecke Breslau — Waldenburg — Hirschberg elektrifiziert wurde, konnten die Fahrzeiten der Züge bedeutend herabgesetzt werden. Für das Waldenburger Kohlen- und Industriegebiet brachte diese Umstellung erhebliche wirtschaftliche Vorteile. Die Güterzüge konnten viel schneller aus dem zusammengedrängten Eisenbahnnetz des Industriegebietes herausgeschleust werden; dem Fremdenverkehr wurde das Waldenburger Bergland günstiger erschlossen. Die Eil- und D-Züge, die auf dieser Strecke neu in Dienst gestellt wurden, waren ganz komfortabel ausgestattet — auch die Wagen der dritten Klasse waren gepolstert —, und die breiten Fenster ließen einen freien Blick auf die abwechslungsreiche Landschaft zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie zu. Nachdem von Breslau aus die fruchtbare schlesische Ebene, aus der Vater Zobten trutzig und steil als Vorposten der Sudeten herausragte, mit großer Geschwindigkeit durchheilt war, schob sich der Zug in einer weit ausholenden Schleife in das Waldenburger Bergland ein. Schon aus der Ebene waren die Prophyrkuppen des Gebirges mit den höchsten Erhebungen, dem Heidelberg, dem Hochwald und Sattelwald, zu sehen. In großen Kehren und steigenden Windungen bahnte sich die Eisenbahnstrecke den Weg durch das Gebirge, vorbei an den hohen Steinhalden und Fördertürmen, vorbei an den rauchenden Schloten und Hochöfen, entlang der mit Kohle und Koks beladenen Güterzüge. Der Steinkohlenbergbau reicht bis ins 16. Jahrhundert zurück, doch wurde vorher schon nach Erzen geschürft. In der Zeit, als Schlesien zur Habsburger Krone gehörte, schenkte man dem Waldenburger Bergbau nur wenig Beachtung. Friedrich der Große trieb den Abbau der Kohle mächtig voran. Eine Straße, die bis in die letzte Zeit noch die „Kohlenstraße“ hieß, wurde gebaut und verband das Waldenburger Kohlenrevier mit der Oder. Zum Teil waren Reste dieser alten Straße noch vorhanden, manche Abschnitte wurden in den nachfolgenden Jahrzehnten, als die Straße ihre Bedeutung verloren hatte, in das moderne Straßennetz einbezogen und ausgebaut; andere Teile verschwanden durch

den Ausbau der Städte und der Ausdehnung der Dörfer. Von dem Industrieort Saarau, an der Eisenbahnlinie Breslau — Königszell gelegen, führte noch die alte Kohlenstraße in gerader Flucht bis nach Freiburg. Wo einst die schweren Kohlenwagen die schwarzen Diamanten an die Oder brachten, fuhren später nur noch die Bauern mit den Kasten- und Erntewagen, um die Felder zu bestellen und die Ernte einzubringen. Auf der alten Straße, die einmal ein wichtiger Verkehrsweg war, ist es sehr einsam geworden. Erst in Schlesiens Not- und Leidzeit, in den Jahren 1945/46, wurde es hier wieder lebendig, als die Flüchtlingszüge und heimatlos umherirrenden Menschen nach Freiburg und Waldenburg-Altwasser strebten, um von dort aus mit der Eisenbahn weiterzukommen, da die Strecke bis Breslau nicht zu befahren war.

Die Kohle des Waldenburger Gebietes reicht über Neurode ins Böhmisches hinein, und waren die Flöze auch nicht besonders stark und vom Gestein viel durchsetzt, so wurde aber der Abbau mit Hilfe der neuzeitlichen Maschinen lohnend und kam im 19. Jahrhundert zur vollen Entwicklung. Auf der Basis der Steinkohlenförderung entwickelten sich weitere bedeutende Industriezweige. Maschinenbauanstalten, Eisenhütten, chemische Fabriken, Glashütten, Keramik- und Porzellanfabriken, Likörherstellungsbetriebe und Webereien und Spinnereien — Waldenburg war früher einmal, wie alle schlesischen Gebirgsdörfer, ein Weberort — gaben den Bewohnern des dichtbesiedelten Berglandes lohnende Beschäftigung und ausreichende Arbeitsplätze. Wirtschaftliche Krisen blieben natürlich auch hier nicht aus, und in diesen Zeiten wanderten viele Bergleute aus, um im Ruhrgebiet ihr Glück zu versuchen. Große Ferngasleitungen wurden von Waldenburg aus beschickt, eine Ferngasleitung nach Breslau war geplant und sollte nach dem Kriege verwirklicht werden. Den weiten Gebirgskessel durchzogen kilometerlange Straßenbahnlinien, die für den Personenverkehr zur Hauptverkehrsader wurden. Nachbarlich durch die beiden steilen „Ochsenköpfe“ getrennt, lag das Neuroder Kohlenbecken. Trotz der vielseitigen industriellen Entwicklung ist der Landschaft der Liebreiz doch nicht ganz genommen worden. Die Berge, grünen Wälder und die bewaldeten Höhen verdecken das Unschöne der Industrie; die Natur blieb hier Sieger im Kampf mit des Menschen Werk. Sie ist es, die den Blick des Beschauers auf sich zieht, nicht die Zechen, Gruben und Schlotte. Einzigartig ist eine Eisenbahnfahrt durch das nächtliche Grubengebiet, wenn man von Hirschberg aus in den Talkessel einfährt. Aus der Dunkelheit flammen unzählige Lichter zu den Höhen herauf, und später gleitet der Zug an den beleuchteten Fabrikanlagen vorbei. Von noch größeren Höhen, von den steilen Bergkuppen, ist der Anblick des Lichtermeeres noch reizvoller. Mittelpunkt des Industriegebietes war die Stadt Waldenburg, am Fuße des Hochwaldes gelegen, die einmal 66 000 Einwohner zählte. Das Verkehrszentrum war der Vierhäuserplatz, der Verteiler der Straßenbahnlinien. Große und modern angelegte Siedlungen umrahmten das ältere Stadtzentrum, unterbrochen durch schöne Promenaden und Gartenanlagen. Die Stadt war der Sitz vieler höherer Verwaltungsbehörden, Schulen, eines Reichsbahnverkehrsamtes, eines Hauptzollamtes, einer Bergschule mit magnetischer Warte und einer Verwaltungsakademie, sie hatte viele gemütliche Gaststätten und Cafés. Doch die Kleinodien des Waldenburger Gebietes lagen abseits vom geschäftigen Hasten und Treiben, dort, wo kein Fabrikstaub und schwärzender Rauch die Luft schwängerte und das Pochen der Hämmer in den Wäldern verloren ging. In dem von der Natur aus gegebenen Reichtum der schönen Umgebung hatte Waldenburg den Ausgleich zu suchen. Nur wenige Kilometer von der Stadt entfernt, lud Bad Salzbrunn zur Gesundung, Erholung und Entspannung ein. Wer in Bad Salzbrunn gewesen ist, wird sich auch noch der Waldenburger Bergkapelle, die zugleich Kurkapelle von Bad Salzbrunn war, erinnern, die unter der Leitung ihres Dirigenten Max Kadon in ganz Schlesien einen Ruf hatte. In ihrer schmucken Bergmannsuniform mit den wehenden Federbüschen an der Bergmannskappe spielte sie im Kurgarten und Kurhaussaal. Oft wurde die

Musik vom Breslauer Sender übertragen. Bekannte Künstler wirkten oft in großen Klavier- oder Violinkonzerten mit, und die Sinfoniekonzerte erfreuten sich eines achtbaren Rufes. An die alte und große Vergangenheit anknüpfend, lebt heute die Waldenburger Bergkapelle in Unna wieder auf, und viele ehemalige alte Mitglieder sind in deren Reihen zu finden.

Und nun denken wir an Waldenburgs weitere Umgebung. Wer hat nicht in der Hitze des Sommers von der Schweizerei bei Polnitz aus den kühlen Fürstensteiner Grund durchwandert, in dem die Bäche wie im Hochgebirge, schäumend und rauschend, den schattigen Weg begleiteten? Hoch über den Felswänden und Wäldern thronte auf trutziger Höhe einerseits der „Fürstenstein“, das gewaltige Schloß des Fürsten von Pleß, in dem der letzte Kaiser oft geweiht hat; auf der anderen Seite des Grundes, dem neuen Schloß gegenüber, lag im Wald versteckt, Schutz suchend und mauerumwehrt, die alte Burg Fürstenstein, auf der Königin Luise wohnte, als sie diese Gegend bereiste. Wer hat nicht den Park und die Gartenanlagen des Schlosses besucht und auf der Gartenterrasse die abgezirkelten Buchsbaumbeete, die zu den Gartenwundern Schlesiens zählten, bestaunt? Wer hat nicht dem Blütenwunder der Dahlienschau von Liebichau im farbenmalenden Herbst einen Besuch abgestattet? Von Gottesberg aus war über die Friedenshöhe der den Talkessel beherrschende Hochwald bequem zu ersteigen. Der Berg lohnte den Aufstieg mit einem schönen Rundblick in den Waldenburger Kessel und das benachbarte Bober-Katzbach-Gebirge. Der einsamere und nur wenig belaufene Sattelwald war ein Paradies für den Naturfreund; zum „Greifen“ nahe lag der Kamm des Riesengebirges mit seinen markanten Erhebungen der Schneekoppe, der beiden Sturmhauben und des Reifträgers. Das liebliche Bolkenhainer Burgenland lag wie ein Relief zu Füßen des Berges. Auf den kleineren und nicht so anstrengenden Spaziergängen waren die Kolbebaude, die Schillerhöh und die Vogelkoppe zu besuchen, die mit schönen Aussichten und gepflegten Gartenlokalen zum Verweilen einluden. Auf größeren Wanderungen konnte man durch das schattenspendende idyllische Reimsbachtal, mit einem Abstecher auf das Hornschloß, nach dem Lungenkurort Görbersdorf wandern, auf dem bequemen Rundweg den Heidelberg — die höchste Erhebung im Bergland — besteigen, um dann in der freundlichen Andreasbaude zu Füßen des Berges auszuruhen. Das Gebiet um den Heidelberg und die Baude war ein beliebtes Skigebiet der Waldenburger. Viele werden sich noch erinnern können, daß im Winter 1935 die jetzige Königin von Holland mit ihrer Mutter, der damaligen Königin Wilhelmine, und ihrem Gemahl mehrere Wochen in dieser Andreasbaude Wohnung nahmen und dort in der gesunden Mittelgebirgsluft Schneeschuh liefen. In ihrer fast bürgerlichen Einfachheit lebte die königliche Familie mehrere Wochen in der Baude, ohne sich besonders abzuschließen oder zurückzuziehen.

Mit verschiedenen Fahrtmöglichkeiten war das kleine Bad Charlottenbrunn von Waldenburg aus in kurzer Zeit bequem zu erreichen. Die Spaziergänge in der Einsamkeit der würzig duftenden Wälder wurden zur Sammlung neuer Kräfte. In den Sommermonaten richtete sich der Ausfallstrom der erholungsuchenden Waldenburger mehr nach Osten, durch den goldenen Wald zur Waldmühle, und weiter nach dem Schlesiertal, wo der Stausee der Schlesiertalsperre zum Bade und die freundlichen Gaststätten und die alte Kynsburg zur Einkehr einluden. Mit der Bahn oder einem motorisierten Fahrzeug war die Grafschaft Glatz schnell erreicht, und wollte man zum Konzert nicht in Bad Salzbrunn sein, konnte man sich in Altheide, Reinerz, Landeck oder woanders treffen und auf der Kurpromenade lustwandeln. So war der rauchende Waldenburger Talkessel von grünen, duftenden Wäldern, wasserdurchrauschten Schluchten und Tälern, von lichtumspunnenen Höhen, von Kur- und Erholungsorten umgeben, die dem schwer schaffenden Menschen Erholung und Gesundbrunnen wurden. Trotz Essen und Schornsteinen doch ein schönes Land, der Liebe und der Sehnsucht wert!

Die wichtige elektrifizierte Eisenbahnlinie Breslau — Hirschberg — Görlitz besteht heute nicht mehr. 1945 wurde sie abgebaut, vielleicht stehen die Tragmasten heute irgendwo in Rußland, vielleicht verrosteten sie auch irgendwo oder wurden eingeschmolzen. Eingleisig wurde der Betrieb aufgenommen, und die Dampflokomotive muß sich wieder durch das Waldenburger Bergland quälen. In Waldenburg und Umgebung leben noch viele Deutsche, die als Bergleute oder Facharbeiter in Hütten, Gruben und anderen Fabriken beschäftigt sind, und denen man die Ausweisung vorenthielt: weil man sie brauchte. Wie überall ist das Stadtbild polnisch geworden, die Gruben arbeiten auf Hochtouren; wie es um die Förderung aussieht, weiß und erfährt kein Mensch. Haben sich die Verhältnisse der Deutschen seit 1946/47 auch etwas gebessert, so bleiben unsere „Waldenburger“ doch Menschen in der Heimat, aber ohne Heimat.

UNSER BRÜCKEN- HEILIGER



Weiße-Brücke in Glatz (Schles.)

Zu den Heiligen, die in unserer schlesischen Heimat besonders verehrt wurden, gehört der heilige Johannes von Nepomuk. Wer kennt ihn nicht, der auf den Brücken und Brunnen unseres Schlesierlandes aufgestellt, und besonders in Böhmen und Schlesien verehrt wurde. Vereinzelt begegnen wir ihm auch in anderen Gegenden Deutschlands, so im Emsland, in den Alpen und in der Eifel. Viele Kirchen wurden ihm geweiht, denn die Ordensgesellschaften, wie die Jesuiten, die Augustiner-Chorherren, die Benediktiner und die Zisterzienser, haben für seine Verbreitung Sorge getragen.

In Schlesien war er am meisten in der Grafschaft Glatz bekannt, denn das Glatzer Ländchen war durchweg katholisch und als Grenzland von Böhmen, der Heimat des Heiligen, fand er besondere Aufnahme und Verehrung. Sei es auf den großen verkehrsreichen Brücken, auf den alten Steinbrücken früherer Jahrhunderte oder auch in den stillen Waldgebieten, wo einst die Mönche rodeten, er steht mahrend und schützend über den Wassern. Sein Standbild wacht an den gefährlichen Stromschnellen und Durchbrüchen der großen Flüsse. An den Seen in Oberbayern sehen wir ihn wieder, denn auch die Fischer rufen ihn als Schutzpatron an. Oft genug finden wir in den Alpentälern ein Marterl mit dem Heiligen, den man auch bei Wassernot um seinen Beistand anfleht.

Neben der Darstellung mit dem Kreuz finden wir auch jene, wo der Heilige seinen Finger auf den Mund hält, denn er wußte, wann er zu schweigen hatte. So wurde er zum Schutzpatron des guten Rufes, und man flehte seine Hilfe gegen Verleumdung und böse Zungen an. Sein Festtag ist der 16. Mai, vielenorts finden am Vorabend dieses Tages Andachten und Feiern statt. Wer einmal die Feier auf der Karlsbrücke in Prag mit Illumination, Feuerwerk und Tausenden von Lichtern auf Schiffen und Kähnen unter der herrlichen Stadtkulisse von Prag erlebte, dem wird dies ein unvergeßliches Erlebnis geblieben sein. Goethe war in Karlsbad von der Nepomukfeier so beeindruckt, daß er ein Gedicht darüber schrieb.

Johannes wurde in Pomuk in Böhmen geboren, seine Vorfahren stammten aus Franken. In Prag wurde er geweiht, und nach Studien in Padua wurde er Generalvikar in Prag. Zunächst von König Wenzel gefördert, wurde ihm später der Konflikt zwischen Erzbischof und König zum Verhängnis. Seine Weigerung, das Beichtgeheimnis preiszugeben, brachte ihm Marter und Tod. In der Nacht zum 20. März wurde er gebunden von der Karlsbrücke in die Moldau geworfen. Schon sehr früh setzte seine Verehrung ein, und viele Wunder wurden ihm zugeschrieben.

Ist Johannes von Nepomuk für uns Vertriebene nicht zum Heiligen unserer Zeit geworden? Er war und ist der große Brückenheilige unserer Heimat. Sehen wir in ihm den Schutzpatron, der uns helfen soll, Brücken in die Heimat zu schlagen, möge durch seine Fürbitte die große Brücke der Verständigung und der Bereitschaft von Volk zu Volk, von Land zu Land gebaut werden.

DER ZOBTEN -

seine Landschaft

und Menschen

*Ach Zutabärg! Du schiener bloaer Hübel,
Du bist urnahr a Wächter uff em Turm,
Du meldst uns iglich Guttes, iglich Übel,
Du meldst uns Rügen, Sunneschein und Sturm.
Wie ufte boa ich nich aus meinem Stübel
Nach dir gelintz un deiner Uhnefurm:
Denn worsche bloo, da kunnt man Rügen spiern,
Und woarschte groo, do gingen mer spazieren.*

*Do stihst de noch uff deiner aalen Stelle
Un sist uff de Verwirrung üm dich här!
's is viel passiert, du schläscher Altgeselle,
Mitunter ging's ooch bluttich zu un schwär:
Bis uben nuff zu deiner Waldkapelle
Drung ju der Krieg mit seinem Schießgewähr.
Do oaber stiehst a Hirte miet a Lammeln,
De Lammelwülkel tust du üm diech sammeln.*

Karl von Holtei

Dieses Gedicht, das Karl von Holtei, der Breslauer Schauspieler, Bühnenleiter und erste, große Dialektdichter Schlesiens, 1827 zu Papier brachte, hätte ebenso 1945 geschrieben werden können. Für uns war der Zobten immer noch der Wetterprophet im mittelschlesischen Raume, und wollten wir das Wetter erkunden, galt unser Blick dem Berg, und nicht dem Barometer. Steil aus der fruchtbaren Ebene aufsteigend, wurde der alte Vulkan zum Götterberg der germanischen Silinger, später zum sagenumwobenen Zobten. Von weiter wurde er gesehen, er war gleichsam der Mittelpunkt der weiten Ebene des mittleren

Schlesierlandes zur linken Seite der Oder. Von seinem Gipfel hatte der Wanderer einen wunderbaren Rundblick in das herrliche Schlesierland, darüber hinaus über das Waldenburger Bergland und Eulengebirge auf den Kamm des Riesengebirges mit dem Dreieck des Koppenkegels, auf das Glatzer Gebirgsland und den Altvater. In entgegengesetzter Richtung sahen wir Schlesiens Hauptstadt, unser schönes Breslau, dahinter die Höhen des Katzengebirges bei Trebnitz. Unter ihm lagen die kleinen Berge des Flachlandes: der Pitschen-, Raaben- und Tempelberg, die Striegauer Berge, der Johnsberg und Rummelsberg. Um sich sah „Vater Zobten“ die freundlichen, wohlhabenden Bauerndörfer, die reichen, fruchttragenden Weizen- und Zuckerrübenfelder, die kleinen, industriereichen Städtchen, die prunkvollen, aber auch stillen und idyllischen Schlösser des schlesischen Adels, die verträumt und versteckt, von Parkanlagen, Wäldern und Teichen umrahmt wurden. Fruchtbare Erde, zufriedene und glückliche Menschen zu Füßen des Berges!

Die vielen adligen Gutshöfe mit ihren Riesenscheunen und Stallungen, mit den Leutehäusern, mit ihren Schlössern, den blühenden Gärten und verträumten Parkanlagen waren typisch in dem Land um den Zobtenberg. Die Zahl der Dominialdörfer war um ein Vielfaches größer als die der reinen Bauerndörfer. Kupfergrün glänzten die Türme und Dächer aus den Gipfeln der alten Baumriesen, harmonisierend mit dem Grün der weiten Zuckerrübenfelder und dem wogenden Gold des Weizens. Ein Blick durch das kunstvoll geschmiedete Parktor zeigte die Vorderfront des Schlosses mit sauber geharkten Wegen und gepflegten Anlagen. Auf der Gartenseite führten breite, flache Stufen in den Garten und Park. Eine Mauer, die von breit ausladenden, knorrigen Ästen alter Bäume beschattet wurde und an der Efeu und Moos rankten und wucherten, wehrte den Blick der Neugierigen. Dahinter lag der stille Park mit den Nymphen und Göttinnen aus Marmor und Stein, mit den Laubengängen, wo unter dem Dämmergrün Ruhesitze zum Verweilen und Ausruhen einluden, ein altes Teehäuschen, die Gruft der Ahnen oder ein kleiner antiker Tempel, der Teich, in dem sich Schloß und Park widerspiegelten und über dessen von weißen Seerosen bedeckten Wasserfläche buntschillernde Libellen spielten. Aus Park und Gärten quoll der Duft nach Flieder, Rosen und Jasmin. Kleinode der schlesischen Landschaft, die es heute nicht mehr sind. Der Krieg hat sie vernichtet, zerschossen, verbrannt. Ihr Wert ging im Feuer der Fackel auf, die der Krieg entzündet hatte. Rauchgeschwärzte Ruinen spiegeln sich in den Wassern.

Von allen Richtungen führten die großen und kleinen Straßen zu ihm, dem Berg dieser großartigen und gesegneten Landschaft. Wie weiße Kreidestriche strebten die Obstbaumalleen in der Zeit der Baumbüte auf den Berg zu; von den sanft ansteigenden Hängen grüßten die blühenden Obstbaumanlagen wie riesige Blumensträuße ins Land. Und von den großen Straßen führten die stillen, malerischen Wege in das Dunkel des Zaubers und Sagenwaldes. Der Zobten, der bei weitem nicht zu den großen schlesischen Bergen zählte, war aber wohl der besuchteste aller Berge. Wer ihn besteigen wollte, hatte eine reiche Auswahl an schönen Wegen, die zu seinem Gipfel führten. Steile, schnell zum Ziele führende Anstiege, bequeme, sanft ansteigende Pfade konnte man sich wählen. Kahlschläge, Aufforstungen und Waldschneisen gaben einen Blick in die Ferne und auf die Ebene frei, und diese Ausblicke überraschten mit ständig wechselnden Bildern, mit immer neuen landschaftlichen Reizen. Die Wanderung durch den herrlichen Mischwald, entlang der leise murmelnden Bächlein — der Berg hatte auch einige kleine Quellen —, die hinten in die Ebene eilten, war selbst in der größten Hitze des Sommers angenehm und nicht anstrengend. Seltsame Steinfiguren, wie Jungfrau und Bär, deren Ursprung nie vollkommen gelöst worden ist und dem Altertumsforscher unlösbare Rätsel aufgaben, hielten den Schritt des Wanderers ein. Auf dem Gipfel angelangt, luden die Baude und das einsame Bergkirchlein zum Besuche ein.

Im Frühling, wenn die erwachende Natur mit ihrem Grünen und Blühen des Menschen Herz wieder froh machte und zum Wandern hinaustrieb, erfreuten sich der Zobten und auch alle seine kleineren Bergkinder eines regen Besuches. Auch die Försterei Tampadel, das Silsterwitzer Tal, Striegelmühle und Krotzel konnten nie über zu wenig Gäste klagen. Am Himmelfahrtstag und zu Pfingsten wollte der Menschenstrom fast kein Ende nehmen. Unmittelbar am Fuße des Berges lag Schloß und Brauerei Gorkau — einst Familienbesitz der von Lüttwitz, später der Familie von Kulmiz gehörend —, dort wo vor etwa 700 Jahren die Augustiner Chorherren eine Abtei gründeten, Wälder rodeten und den ersten Samen der jungfräulichen Erde anvertrauten. 1810 wurde die Brauerei gegründet, 1858 auf die bayerische Art der Bierbereitung umgestellt, und zur ersten dieser Art in Schlesien. Hier fand im nahe gelegenen Gorkau-Rosaliental am Himmelfahrtstag der größte schlesische Heiratsmarkt statt, der sich innerhalb von 150 Jahren zu einem echten, schlesischen Volksfest entwickelt hatte. Er wurde zu einem Heimatfest, zu einem großen Familientag der Mittelschlesier. Der Himmelfahrtstag war wohl auch der Tag der Herrenpartien, der Tag der Kegelklubs, aber in Gorkau war er Familientag, an dem die heranwachsende Jugend mittun durfte und auch regen Anteil nahm. Am Tage vorher trafen sich im Städtchen Zobten die farbentragenden Studentenverbindungen aus Breslau zum Kommers und nahmen dann auch an dem Treiben in Gorkau teil. Am Himmelfahrtstage waren 20 000 und oft noch mehr Menschen in Gorkau, die mit Fahrrädern, Kraftfahrzeugen und Sonderzügen hier eintrafen. Auch der Pferdewagen und die alten Kremser, geschmückte Erntewagen, auf die man eine Sitzgelegenheit montiert hatte, kamen an diesem Tage zu Ehren. Es war ein lustiges Gewimmel von Menschen, das durch die bunten Mützen der studentischen Verbindungen, und vor dem ersten Weltkrieg durch die verschiedenen Uniformen der benachbarten starken Garnisonstädte Breslau und Schweidnitz ein farbenfrohes Bild bekam. Im großen Garten des Lokals „Zum Felsenkeller“ spielte die Militärkapelle des Grenadierregiments Nr. 10 aus Schweidnitz, an anderen Sonntagen auch öfters das Musikkorps der Leibkürassiere aus Breslau-Kleinburg. Zuweilen musizierte auch die Schweidnitzer Stadtkapelle unter ihrem Musikmeister Benno Altmann. Alt und jung, von nah und fern, gaben sich hier ein Stelldichein. Ohne besondere Verabredung trafen sich alljährlich Freunde und Bekannte wieder, die sich manchmal das ganze Jahr nicht gesehen hatten. Während man am Vormittag die herrliche Baumblüte bewundert hatte oder kleine Spaziergänge in den schattigen Hochwald unternahm, wurde am Nachmittag im Garten des Felsenkellers Kaffee getrunken und das wohlschmeckende Gorkauer Bier frisch von der Quelle probiert. Die Jugend promenierte auf den Wegen des großen Gartens, Bekannte und Freunde grüßend und suchte auch wohl den Saal auf, um ein Tänzchen mitzumachen.

Wenn heute hier und dort Heiratsmärkte aufgezogen werden, dann sind sie alles andere, aber kein Gorkauer Heiratsmarkt. Man möchte fast annehmen, daß die Veranstalter nie in Gorkau gewesen sind. Dieses Traditionsfest ist nicht in Holstein oder in Bayern, oder wo es auch sein mag, nachzuahmen; es war eben einmalig aus der Landschaft und ihren Menschen herausgewachsen. Diese neuen Heiratsmärkte dienen höchstens dazu, unsere alten, heimatlichen guten Sitten und Bräuche in ein schlechtes Licht zu bringen. Heirat für einen Tag und andere Ausartungen hat es in Gorkau und auf anderen Heiratsmärkten nie gegeben. Es blieb immer das große Familienfest. Daß dabei Bekanntschaften und manche zarten Bande geknüpft wurden, die dann zu einer späteren Heirat führten, ist leicht zu verstehen und oft genug vorgekommen; doch das geschieht bei anderen Festen ebenfalls. Die konservativen Eltern der guten alten Zeit hätten es wohl ihren Töchtern und Söhnen angestrichen, Ehen für einen Tag zu schließen. Auch

im „Schwarzen Adler“ in K a m e n z war am Himmelfahrtstage ein Heiratsmarkt, wenn auch nicht in einem so großen Rahmen. Dort spielte meist die Frankensteiner Stadtkapelle unter Stabführung von Emil N a u p o l d.

Wenn Paul Keller in seiner Humoreske „Der Bergkrach“ den Zobten als Rüpel unter den schlesischen Bergen herausstellt, so benahm sich dieser auch am Himmelfahrtstage nicht immer höflich und anständig. Und war der Himmelfahrtstag auch noch so schön, es ging wohl ganz selten einmal ohne ein kräftiges Gewitter ab. Dazu kam dann „a kräftiger Ploatscher“, der die Stimmung der Heiratsmärkter merklich abkühlte. Für soviel Menschen gab es natürlich nicht genügend Unterkunftsmöglichkeiten, und so mancher kehrte klitschenaß vom Heiratsmarkt zurück; aber es hat keinen verdrossen, im nächsten Jahre wurde wieder nach Gorkau gefahren.

Im zweiten Teil seines Gedichtes berührt Holtei die geschichtlichen Ereignisse von Preußens Erniedrigung und Erhebung in den Jahren 1806 und 1813. Nahe der Stadt Zobten lag auch das Dorf Rogau-Rosenau, wo in der Dorfkirche Theodor Körners Freischaren 1813 eingeseget wurden. Schlesische Menschen unserer Zeit denken aber in Erinnerung an „Vater Zobten“ an die Verwirrung in den ersten Monaten des Jahres 1945, als die Kriegsfurie über das fruchtbare Land brauste, als die sprießende Saat der Äcker durch Befestigungsgräben und Granatrichter, durch Panzer und Geschütze vernichtet wurde, als die Wälder des Berges wochenlang brannten, als Städte und Dörfer in Schutt und Asche sanken, als zu Füßen des Berges heiße, erbitterte Kämpfe geführt wurden, als die Trecks der Flüchtenden bei eisiger Kälte in Not und Elend westwärts zogen, die angestammte und geliebte Heimat verlassend, ins Ungewisse und Heimatlose vertrieben.

Dar Zutabärg und de Würbaschanze

Is woar eene helle Mondnacht, und moa kunnte wer weesß wie weit eis Land gucka; de Sternla glitzerta, oals wenn sie de Engla geputzt hätt. Oalle Menscha schliefa schun, bluich de Wächter ei a Därfen spoazierta miet a Hunda de eensoame Durfstroaße ruff und nunder. Dar große Vullmond stoand groade ieberm Zutabärga, oals de Würbaschanze ausm Schloafe aufwacha toat. Se plinzelte a Himmel oa und guckte dernooch nunder uff Würba und Teichenau; oalles woar finster, kee Lichtla woar zu sahn.

Wenn ock ies Water murne recht schien wär, duchte se, doa hätta mier wull enn Heffa Besuch zu erwoarta. Se woar immer besurgt im de beeda Därfla, de unda oam Bärgla loaga. Se schielte uff a Zutabärg nieber, woas iehr Nachboar woar, dar Wetterprophete. „Zutabärg“, sproach se iehn oan, „wer mer wull murga gudes Water kriegta? Woas meenstn, heut noachmitts hoaste schun eene gude Foarbe gehoa.“ „Du dämliche Goans, stier miech nich eim besta Schloafe. Iech hoa munne viel Oarbeat.“ „Nu sei ock nich gleich asu verbust und grantiech, wenn ma ee freindliches Wurt räda wuel.“ „Woas heesst hier verbust, iech hoa noachmitts viel Besuch aus Brassel gehoaht und bien verknucht niede. Doas koanste dier nich fierstalln; aber ihr Froovölker kennt nich amaal ei dar Nacht de Muppe haaln.“ „Iech hoab haalt bluß amaal vu dier hiern wulln, ob munne zum Sunndtieche de Sunne scheina werd, du weesst doch Bescheed“, versuchte de Würbaschanze eizulenka. „Doas sull dier ock egoal bleiba. Miet dan poar Leuta, de uff diech Modwurfshigel nuffkriecha, koanste kenn große Stoat macha. Tu ock nich asu prutza.“ „Iech wull goar nich oogahn, Zutabärg, iech doachte bluich oa de Goastwirte ei Würba und Teichenau; wenn gudes Water ies, hätta se vuelleichte a poar Stodtleute doa und täta enn Biehma

einahma.“ „Plaudre ock nie a su tälsch; de klenn Soaftquetscha durt, hoan jeden Sund-tied de Bude vull Pauern sitza. Woas sull iech soan, wennis munne loatschert; denk ock oa dan grußa Felsenkäller ei Gurke-Rosaliental. Durt nahma se oa em Feiertage asu viele Menscha uuf, wie du ies ganze Joahr nich uffzuweisa hoast. Woas du schun fier Surga hoast. Woas du der bluß eibildst. Wenn siech schun de klenn Leute ims Water kimmert wulln.“ „Zutabärg, um mieh giehts ja nich, iech hoa awing Mitlead miet insern Kratschmern.“ „Tummes Geloabere hoast de, iehr hoabt nich amaal Bier durt drieba, doas missa bei mier hulln. Iech weeiß iberhaupt nich, woas de Leute bei dier eegentlich sucha. Nich amaal eene reene Luft hoast de.“ „Nu hier aber uuf, woas nimmste dier eegentlich raus?“ kreeschte de Würbaschanze. „Nu, iech koanns doch jeda Taag sahn, wenn diech dar Quolm vu Schweintz olle Taage verstärkern tutt, und uuf dei Hingerteel brauchste o nich stulz zu sein. Nie amaal woas fiersatza koanste, wennis de Besuch hoast.“ Dar Zutabärg woar immer noch biese, doas ar ausm Schloafe gerissa wurn woar. „Iech hoab aber immer sunddtieds gehiert, wie de Menscha ieber de gude Aussicht sprecha toata; vu dar Schniekuppe bis nunder uuf a Altvoater kenn se gucka. Reecht doas nich?“ „Quorsch, du kummst a su tummes Zeug zusoamma. Aussicht hoa iech, iech ganz alleene. Weeßte, ock kummst mer uffte fier, oals wennste zum Kallerfanster rausgucka tust. Du siest oalles blußich vu unda.“ „Nee, Zutabärg, du mußt nie asu iebertreiba. Wenn ma vu hier nichte sahn tät, doa wärn nich de Suldoata vu a Schweda und de vum ala Fritze hier uba gewast. A Steen koanste sahn.“ „Nu hier ock risch miet denner Geschichte uuf. Geschichte hoa iech, iech ganz alleene. Steck ock amaal de Rutznoase ei de Lasebicher vu a Kindern, doa koanste Geschichte vu mier lasa, bis de grin und blo werscht fier Neid. Nu hiert siech oalles uuf, doas kleene Bärkla wiel Geschichte hoan. Iech muß ja lacha ieber diech.“ „Zutabärg, miet dier koann ma kee vernünftiches Wärtla sprecha.“ „Nee, koanste och nich, du bist ja vum Durfe. Zu mir kumma jedn Taag de studierte Härren vu Brassel, doa koanste hiern, woas Geschichte ies und war se hoot. Vu dier hoan se noch kee Sterbaswörtla gerädt. Unte dei kleener Steen vum ala Fritze, spiel diech ock nie uff. Steene hoa iech, aber ganz aale, wu siech de Gelährta a Kupp drieba zerbrecha tun. Siesté, das ies Gesch...“ Ene gruße Wolke hoatte a Kupp vom Zutabärke eigenabelt. Doas woar dar Würbaschanze a guder Troost und se meente: Is hoot haalt och woas fier siech, wenn ma nich zu a grußa gehiert; iech hoab jitz noch de schiene Aussicht. Oam andern Taage woar a Summertaag wie hiegemoalt, und de Menscha koama aus dar Stoadt und aus a Därfern uff de Würbaschanze gekroabbelt und freita siech ieber ihre schiene Heemte. Doa woar de Würbaschanze wieder glicklich und zufrieda.

Dar Zutabärg kriegta aber enn grußa Tusch uff sei Kerbhulze, doas woar de Stroafe, doas ar asu grußspruch gewast ies.

JOHANNESTAG – *Johannesfeuer*

Bis in unsere Zeit leuchteten in der Heimat am Vorabend des Johannestages die Johannesfeuer vom Südosten der Sudeten bis zu den letzten Ausläufern in der Lausitz, überall auf den Bergen und Hügeln der schlesischen Ebene wurden sie entfacht. Weit sichtbar loderten die Flammen ins Land, von Berg zu Berg. Jung und alt versammelten sich am Abend um das Johannesfeuer, und im Schein der knisternden Flamme wurden Volksreigen getanzt und Lieder gesungen.

So mancher wird sich gefragt haben, warum gerade der längste Tag und die lichterhellste Nacht des Jahres mit dem ersten Johannes, dem Vorläufer Jesu, in Verbindung gebracht worden ist. Doch darin liegt ein tiefer Sinn. Von diesem Tage an nimmt die Sonne stetig bis zum Geburtsfeste des Heilandes an Kraft und Stärke ab, um danach wieder zuzunehmen. So mußte auch Johannes der Täufer an Bedeutung verlieren, als Christus seit seiner Menschwerdung das Licht der Welt wurde. „Ich muß abnehmen, damit er wachsen kann“, sprach er zu seinen Jüngern, als diese über das öffentliche Auftreten und den immer größer werdenden Wirkungskreis des Heilandes eifersüchtig wurden. Von alters her waren die Feuer ein heidnischer Brauch der Sommersonnenwende, der später in der christlichen Zeit von der Kirche übernommen und in ein christliches Gewand gekleidet wurde, indem man dem alten Volksfeste diesen Sinn beilegte. Im letzten Monatsdrittel des Juni zieht die Sonne ihre längste Bahn über die Erde, und für unsere Vorfahren begann damit die lichtarme und kalte Jahreszeit. Man versammelte sich zum Fest der Sommersonnenwende, und nach dem alten Volksglauben wurde diese Nacht zur Zaubernacht, in der die Koblode und die Hexen ihr Unwesen trieben, in der sich die Schlangen versammelten und ihre goldenen Krönlein trugen, in der die Zwerge Hochzeit hielten und die Menschen in die Irre lockten. Wer aber Gewalt über die Zauberesen und Geister gewann, dem zeigten sie sich untertänig, und sie führten ihn zu ihren unterirdischen Schätzen und Reichtümern ihres Reiches. All das ist natürlich nicht wörtlich zu nehmen, sondern symbolisch aufzufassen für das, was in der Natur wirksam ist. Es liegt so bei dem Menschen selbst, ob er reinen Herzens Macht über das Böse gewinnt oder den dunklen Kräften, dem Bösen in ihm, unterliegt. Mit dem Feuer wollte man die Dämonen und bösen Geister vertreiben und das Gute lebendig werden lassen.

Die Johannesfeuer waren ein Fest der Jugend geworden, die schon wochenlang vorher das Fest vorbereiteten. Stroh und Holz wurden zusammengetragen, alte Tonnen herbeigeschafft und je größer der Holzstoß wurde, um so stolzer war die Jugend. Altes Brautrum und alte Sitten der Sonnenwendfeier sind dann am Johannestag hängengeblieben, so auch die Bräuche der Zukunftsbefragung. So verhielt der Doppelsprung eines Paares über die sinkende Glut Glück und gute Ehe, wenn sich die Hände der Springenden nicht lösten und verbunden blieben. Johanneskraut wurde ins Feuer geworfen, und das heilkräftige Kraut, in der Johannesnacht gepflückt, wurde an die Türen der Häuser und Ställe genagelt, um die bösen Geister und Dämonen zu vertreiben, um den Segen Gottes zu erleben. Johanneskraut, am Johannestage eingeholt, galt als wirksames Hausmittel gegen das heimtückische Fieber. In manchen Gegenden war es auch Brauch, Johanneskraut mit in das Brautbukett einzubinden; Johanneskränzlein wurden gewunden, in das Haar eingeflochten oder rückwärts in die Äste der Bäume geworfen. Verfüng sich das Kränzlein in den Zweigen, so waren der Freier und die Hochzeit nicht mehr weit.

Im Widerschein des Feuers leuchteten die Gesichter der Menschen, sie blickten in die verzehrende Glut beim letzten Feuerspruch, dann aber nach oben zu den Sternen der hellen Nacht: der Bauer aber schickte fromme Gedanken und Bittgebete um ein fruchtbares Erntejahr hinauf zum Himmel. Sommersonnenwende, die Zeit der wogenden Getreidefelder, die Zeit der Heuernte. Zurück liegt die Zeit des Pflügens und Säens, die Saat ging auf, es reift die Frucht, möge sie auch gut in den schützenden Hof kommen. Wieder ist die Sonnenwende gekommen, und auf den Bergen und Höhen werden die Flammen emporzüngeln und uns erinnern, daß Sonne und Frühling ihren Höhepunkt erreicht haben; wir werden mit unseren Gedanken in der fernen Heimat weilen, in der die Johannesfeuer vielleicht nicht mehr lodern werden. Wir werden an die fröhlichen Stunden und an das frohe Treiben zurückdenken, an die traute Heimat, wie sie war und in uns noch immer fortlebt.

Der Blick ins Euleland

Den nordöstlichen Riegel des Glatzer Gebirgskessels bildet das Eulengebirge, zwischen dem Waldenburger Bergland und dem Reichensteiner Gebirge gelegen, durch die Glatzer Neiße, von der Weistritz und der Steine begrenzt. Ein uraltes Gneisgebirge, mit sanften Höhenzügen und Bergkuppen, fast über und über mit herrlichen Wäldern bestanden, in denen noch der Uhu anzutreffen war. Mehrere Paßstraßen überwinden in starken Kehren den Gebirgskamm. In den tief eingeschnittenen Tälern ziehen sich die langen Waldhufendörfer hinauf, von denen einige acht Kilometer lang sind; im Walde Schutz suchend, hören sie erst dicht unter dem Gebirgskamm auf. Früher waren es einmal reine Bauerndörfer gewesen; doch je höher sich die Wirtschaften hinaufzogen, um so ärmlicher wurde das Leben auf ihnen. Pflügten die Täler noch mit Pferden und bauten üppigen Roggen und Hafer an, mußten die Gebirgler die Arbeit mit den Kühen vollbringen, denn für ein Pferd war die Ackernahrung nicht mehr groß genug. Nur mühsam rang man dem Boden das notwendige Futter ab, damit Kühe und Ziegen, und somit auch die Menschen leben konnten. Am steilen Berghang schmiegen sich die kleinen Häuschen und Hütten an und duckten sich Schutz suchend an die Erde. Das mit Schindeln gedeckte Dach hing tief herab, und es legte sich breit und schützend über die Wohnstätte von Mensch und Tier. Die Fenster waren klein, und die Doppelfenster waren im Winter mit Moos des Waldes ausgelegt, damit der Wind nicht durch die Ritzen pfeifen und die behagliche Wärme dem Raume entziehen konnte. „Drei Monde Sommer, neun Monde Schnee; ein Gott, ein Dach, zwei Geisen“, sagt dieser Spruch aus dem Euleland nicht genug? So blieb es nicht aus, daß ein lohnender Nebenerwerb willkommen war, und seit Hunderten von Jahren klapperten im Eulehäuschen die Webstühle. Als die handwerkliche Kunst noch hoch in Ehren stand, kamen auch die blanken Taler in die Hütten der Gebirgler, aber Not und Hunger klopfen an die Tür, als der mechanische Webstuhl auch im Eulengebirge seinen Einzug hielt. Die Handwebstühle brachten bei emsigem Werken am Tage und in der Nacht nicht das, was zum Leben notwendig war. Weil die Zeiten gut waren, hatte man vorher oft seinen Acker abgegeben, weil mit dem Weben mehr zu verdienen war. Gerade im Eulengebirge, wo das Zentrum der Hausweberei wohl zu suchen war, wurde die bittere Not am größten, und sie schaffte sich Luft in den Weberaufständen von Peterswaldau und Langenbielau. Doch dann wurden aus den stillen Dörfern die großen Industrieorte, und die modernen Maschinen gaben auch der Landschaft ein anderes Gesicht. Die Romantik und die Lieblichkeit der Dörfer verschwanden, aber auch der Hunger und die Not. Kleine und größte Industrieunternehmen nahmen die Hungrigen auf, und die geballte Faust öffnete sich langsam, als man Woche für Woche klingendes Gold darein legte. Aber die Essen und Schornsteine der Fabriken schwängerten die reine Luft und die Bläue des Himmels mit ihrem Qualm. Aber von da an ging es stetig aufwärts, und als noch der Fremdenverkehr und später das Skilaufen einsetzten, flossen wieder die Taler ins Euleland. In all den Dörfern des Gebirges entstanden die Webereien und Spinnereien, von denen sich einige — der Namen wären viele zu nennen — aus dem Euleland die Welt eroberten.

So mancher Leser wird das Eulengebirge noch in sehr lieber Erinnerung behalten haben. Wir haben auch das Eulengebirge im Sommer wie im Winter durchwandert und erlebt. Besonders der Breslauer liebte „sein“ Eulengebirge, denn in wenigen Stunden war er dem Großstadtbetrieb entronnen und war in der Eule. Das Wirtschaftsbild des Eulengebirges wäre nicht vollständig, wollte man den blühenden Fremdenverkehr unerwähnt lassen. — Die „Hohe Eule“ gehörte nicht zu den „Großen“ Schlesiens, und sie kann sich mit dem Riesengebirge, dem Glatzer Schneeberg und dem Altvater nicht messen. Die höchste Erhebung, die Hohe Eule, war mit 1014 m um rund 600 m niedriger als die

Schneekoppe. Wir finden im Eulengebirge nicht die gewaltigen Felsbildungen wie im Riesengebirge, sie bietet dem Skiläufer nicht die alpinen Steilhänge, wie er sie im Riesengebirge an den Teichrändern, im Weißwassergrund, an der Goldhöhe, am Brünnen- und Hochwiesenberg, am Hohen Rade und anderswo vorfindet; es fehlen der Eule die langen Abfahrten, wie sie vom Kamm des Riesengebirges möglich sind, sie hat nicht so gewaltige Gletscherausschürfungen wie der Kamm des Riesengebirges an den Teichen und Schneegruben. Aber sie ist lieblicher und ungefährlicher, sie droht nicht mit den brauenden und gefährlichen Nebeln und eisigen Nordoststürmen des Hochgebirges, die den Wanderer in höchste Gefahr bringen können. Und doch war uns das Eulengebirge mit den flachen Höhen und den großen Wäldern zu allen Jahreszeiten ein Born der Freude und der Erholung. Mit ihren vielen Waldwegen, die vom Eulengebirgsverein immer gut instand gehalten wurden, war diese Gebirgswelt ein verträumtes Wanderparadies. An schönen Aussichtspunkten luden Bänke zum Ausruhen und Verweilen ein. Am Wege sprudelten die Wasserlein und Bäche, die geheimnisvoll murmelnd — nicht so aufgeregt, wild und Gischt sprühend sich ins Tal stürzten wie der Elbseifen, das Weißwasser — die Gedanken des Wanderers begleiteten und ihn auf die Höhe des Gebirges brachten.

Das Eulengebirge war infolge seiner geringeren Höhe natürlich nicht so schneesicher wie das Riesengebirge oder die anderen hohen Berge. Erst ab Januar wurde auch das Eulengebirge schneesicher, und es war durchaus keine Seltenheit, daß Schneehöhen über ein Meter gemessen wurden. Es kam auch vor, daß nach dem kalendermäßigen Frühlingsanfang, oft auch noch zu Ostern, das Skilaufen in den Bergen des Eulengebirges möglich war.

Sonntag für Sonntag herrschte dann Hochbetrieb; die Sonderzüge aus Breslau brachten die Großstädter durch das liebliche Schlesietal in ihr nächstgelegenes Wintersportgebiet. Wohl war der Zobten schneller zu erreichen, aber als Skigebiet wurde er nicht in dem Maße aufgesucht wie die Hohe Eule. Auf der Grenzbaude, an den „Sieben Kurfürsten“ und an der Zimmermannsbaude standen die Autobusse in langen Reihen längs der Straße, die Zahl der Personenwagen war kaum zu übersehen. Auf der Eulenwiese, an der Neumannskoppe, bei der Schirgenschenke und an anderen Plätzen wimmelte es dann von Anfängern und Meistern der weißen Zunft auf den schmalen Brettern. Und war am Tage vorher Neuschnee gefallen, um die Mittagszeit waren die Hänge wie geplättet. Auf den Hauptwegen sah man große Schlangen von Skiläufern bergan ziehen, und die Bauden waren kaum in der Lage, dem Ansturm der Sportler gerecht werden zu können, um jeden Wunsch so schnell wie möglich zu erfüllen.

Als den schönsten Aufstieg zum Kamm möchte ich den Weg von Wüstewaltersdorf aus, wo auch die Sportsonderzüge einliefen, durch den Bremengrund bezeichnen. Gleich hinter den Häusern des Ortes nahm uns der winterliche Hochwald auf. Der Weg durch den Bremengrund führte steil bergan, so daß man schnell an Höhe gewann. Durch den herrlichen Fichtenhochwald kam man auf dem Kaiserweg zum Hirschplan und weiter auf den Kamm. Dieser Weg war besonders reich an schönen Ausblicken in die verschneiten Täler und gewährte auch einen schönen Weitblick auf das Riesengebirge mit der Schneekoppe. Im Vergleich zum Tal war die Schneedecke hier oben schon bedeutend höher geworden. Die Schonungen waren tief verschneit, und so manches Bäumchen hat schwer an der Last des Schnees und des Eises zu tragen und muß seine Spitze der Erde zuneigen. Von der Militärschutzhütte ist es nicht mehr weit zur Hohen Eule, der höchsten Erhebung des Gebirges, auf der ein Bismarkturm erbaut wurde. Die schlanken Fichten reichen bei weitem nicht an seine Höhe heran. Das Frostwetter hat dem steinernen Riesen ein glitzerndes Winterkleid angezogen, und in der Sonne funkelt das Rauhrefkleid, daß man die Augen schließen muß. Von seinem Gesims hängen lange kristallklare Eiszapfen herab. Hier oben, entlang der tief verschneiten Waldwege, wo der Steg zu

einer Gasse zwischen Schneewänden wird, zeigt der Winter all seine Herrlichkeit und Pracht, die an das Riesengebirge erinnern. Oft liegen umgebrochene Fichten über dem Weg, da sie die schwere Last des Schnees nicht zu tragen vermochten oder dem Sturme nicht gewachsen waren. Hier waren stundenlange Skiwanderungen auf einsamen Pfaden möglich. Vom Eulenturm hatte man bei klarem Wetter eine einzigartige Aussicht ins weite schlesische Land, aus dessen Ebene der Zobtenberg trutzig emporwuchs. Das Waldenburger Bergland mit dem Hochwald und Heidelberg, das Riesengebirge mit seinen markanten Erhebungen und der Schneekoppe, das Glatzer Gebirgsland und das Altvatergebirge waren deutlich zu erkennen. Vom Turm kam man in zügiger Fahrt durch den lichten Hochwald und über die Eulenwiese zur Eulenbaude und ins Euledörfel. In den einzelnen Bauden hatten die Skivereine aus Breslau und aus den Städten rings um das Eulengebirge ihre Stammquartiere, und an den Abenden ums Wochenende ging es dann lustig her. Unter den Klängen einer Harmonika oder einer Zither wurde gesungen und geschertzt, auch das Tanzbein kam nicht zu kurz; das Tanzen war ein wirksames Mittel gegen den Muskelkater, der sich bei Ungewohntem vom Skilauf her einstellte. Im Eulengebirge waren auch mehrere Sprungschanzen, auf denen ganz beachtliche Wintersportveranstaltungen stattfanden.

De kleene stelle

Dar Bräuer Gustav hoatte eene kleene Stelle, wie mer derheeme soate: zum Laba zu wing, zum Sterba zu viel. Aber ar woar glicklich und zufriedna uff semn Oanwesn. A Fahrd woar nich doa, und is Ackern mußta de beeda Kie miete besurgen. Ju, de merkte och, doaf se blusich uff eener Stelle derheeme woarn, und nich bei emm grußa Pauern eim Stoalle standa. Zu Frassa hoat'n se wull genuk, aber se wurda uffte oagespoannt, und Milch mußta se och gan. De Agnes, woas de Froo vum Gustav woar, besurgte aber de zwee Tierla werr weef wie gutt. Dar Gustav hoatte nich viel Zeit derzune, ar woar nabahar a Zimmermoan. Vu senn sieba Murga alleene gings nich gutt zu laba. Aber asu woars schun immer uff dar klenn Stelle gewast; och ei dann ala Kerchabichern woars noachzulasa.

Dar Grußvoater hoatte sigoar a Dachstuhl uff de Kerche gemacht. Wenn de Wuche im woar, bruchta de Moansleute a schienes, blankes Guldstickla heem, und doas woar immer dar klenn Stelle zugutte gekumma. Jede Genratzion hoatte woas ei Urdnung gebroacht, und doaruff woarn och oalle Bräuerschleute ganz stulz. Asu woar de kleene Stelle a Schmuckkästla gewurn, und iech gleebts nich, doaf dar Gustav miet emm grußa Pauern eim Durfe getauscht hätt. Ma kunnte durt kumma, wenn ma wulde: oalles woar blizblank, obs ei dar Stube oder ei damm klenn Stoalle woar, wu de beeda Tierla standa. Und fier dar Agnes, doa mußta ma a Hutt oabnahma, asu fleißich und miehsoam toat se sich ploga. Derbeine woars im iehre Gesundheet goar nich asu gutt bestallt. Wenn se derheeme een Taag beiseite schieba kunnte, doa hoalf se beim Bäcker de grüße Wäsche woascha oder schruppte beim Goastwirte de Goaststube. Sporsam und fleißich woarn se oalle beede.

Eim letzta Joahre vurm Kriege hoatte dár Gustav uff a Stoall und de Scheune, woas ei emm woar, a neus Daach macha loan. De Bolka woarn och nimmer ei Urdnung, und oalles mußte uff neu gemacht wern. Is hoat enn hibscha Biehma Geld gekußt, aber dar Gustav woar ju droan, och woas Verninfliches oan dar klenn Stelle zu macha. Ar woar ganz stulz, wenn ar fier senner Haustierte sitza toat und uff doas schiene, rute Daach nieberplinzeln kunnte. Sei Lóthar, dar och Zimmermoan gelárnt hoatte und dar jitze bei a Suldoata woar, dam hotte ar nischte derrvone geschriebe. Fier dann Junga sullte

doas eene große Iberroaschung sein, wenn ar amoal uff Urlaub kumma toat. Eene Stube und de Koammer vum Junga hoatte se och vum Moaler hibsch macha loan. Is fahlte nu nischt nimmer oa dar klenn Stelle.

Doa kam dar Krieg; is ganze Durf woar vuller Suldoata miet dann gruße Panzern. Ei jedm Howe stoand asu a Ungetim, och ei dar klenn Stelle. Doas lange Ruhr vu dar Kanone hoatte groade noch Ploatz. De Agnes toat a Suldoata oalles oan, woas se kunnte. Se doachte oan ihrn Junga; vielleicht kimmt ar och zu guda Leute eis Quoartiere. A enner Nacht machta de Panzer oalle furt, dar Krieg hoatte oangefanga; is Durf woar dennoch wie ausgesturba. Ibers Durf joagta de Stukas, doas oalle Scheiba klirrta. Dar Lothar hoatte is letzte Moal vu Namslau geschrieiba; ar woar also och derbeine. De Mutter hoatte goar keene Ruhe nich mehr, immerzune surgte se siech imm dann Junga. Dar Voater hoatte schun a Wurt gesoat. Aber su a Mutterherze spiert schun, wenn woas Oarges ausstieht.

Ies kunnde och nich schlimmer kumma; de Noachricht koam, iehr Junge woar oam irschta Taage ei Poln gefoalln. Wies dar Voater soan mußte, soas se oam Tiesche. De Mutter fiel ei sich zusoamma und läte a Kupp uff de gefalltna Poatscha: „Iech hoas geoahnt, Voaterle.“ Se hullte siech is Bild vu der Kummode und flennte und flennte. Och dar Gustav kunnte nich viel sprecha. „Ar hoats nimmer gesahn, doas schiene, rute Daach“, soate ar. Eim Herza doachta ar: Jitze ies kenner mehr fier de kleene Stelle doa.

Dar Herr Pforr koam, dar ale Kanter koam, aber de Agnes hierte kee Wörtla vu damm, woas se soate. Se kunnte siechs äbens nich fierstältn, doas dar gude Junge nimmer heemkumma sullte. Mitt dar Agnes gings bergoab, oalles Zuräda hoalf nich, och dar Duktur kunnte kee Floster fier dann tiefa Kummer ufflähn. Ums kurz zu macha: Ee Joahr hoat sich de Agnes noch hiegeschläppt, dann ies se damm Junga noachgeganga.

Wie iech amoal uff Urlaub koam, hoatta se de gude Mutter groade begroaba. Iech hoatte amoal is Groab vum Lothar uffgesucht, und hoatte — wies asu derzune koam, wees iech salber nich — vu damm Suldoatagroab zwee Stängla Vergißmeinnichte oabgefleckt und eis Soldbichla getoan. Uff'm Kerchhowe noahm iech de gepreßta Bluma raus und läte se dar Mutter uffs Groab.

Dar Krieg ging wetter, viele eim Durfe woarn schun tut; ies schlimme Ende koam. Ei ar letzta Wucha hullta se a Gustav o noch zum Volkssturme; ihm woars ja egoal. Ar koam noach Brassel, und koam nich wieder zuricke. De kleene Stelle woar ohne Menscha, de druuf gehiarta. Vielleicht hoats inser Herrgutt asu gewullt, doas och dar Gustav nich zurickkoam; de kleene Stelle woar o nich mehr doa. Eim Durfe woarn oarge Kämpfe gewast. Dooderbeine woar de kleene Stelle oabgebrannt und och noch zerschussa wurn. Doa woar dar Krieg aus, und aus woar oalles Laba und de gruße Liebe zu dar klenn Stelle vu är Bräuerschleuta.

Der Schlesier FREIHERR VON KOPPY

Der Begründer der Zuckerindustrie

Unter den deutschen Anbaugebieten der Zuckerrübe und in der Erzeugung von Zucker stand Schlesien an dritter Stelle. Es wird nur wenig bekannt sein, daß die Gewinnung von Zucker aus der Zuckerrübe von Schlesien aus ihren Anfang genommen hat. Die Entdeckung des Zuckergehalts in der Zuckerrübe verdanken wir dem Apotheker Markgraf, die Verwertung dem Chemiker Franz Carl Achard, dem Direktor der Berliner Akademie der Wissenschaften. Von ihm wurde im Jahre 1801 in K u n e r n bei Breslau eine Versuchsfabrik eingerichtet, die den Rohzucker herstellte, der in einer Siederei in

Breslau zu Verbrauchszucker verarbeitet wurde. Von Anfang an war also die Arbeitsteilung, die Herstellung des Rohzuckers und die Raffinerie auf Weißzucker, vorgesehen.

Schlesien kann für sich auch den Ruhm in Anspruch nehmen, daß neben dieser Versuchsfabrik von Achard auch die erste mit Erfolg betriebene Zuckerfabrik am Oderstrom gebaut worden ist. Freiherr Moritz von Kopy baute in K r a y n im Jahre 1802 die erste Zuckerfabrik. Aus den Erfahrungen der Versuchsfabrik in Kunern standen nur sehr wenige technische Hilfsmittel zur Verfügung, und die notwendigen Einrichtungen mußten erst erfunden, ausprobiert, geändert und verbessert werden. Es ist daher leicht zu verstehen, wenn Freiherr von Kopy fast vier Jahre brauchte, bis die Maschinen ihren Zweck erfüllten und die Verarbeitung der Rüben laufend erfolgen konnte. 70 Zentner wurden anfangs täglich verarbeitet. Zunächst wurde etwa ein Fünftel der heutigen Auswertung erreicht; nicht viel, aber die großen Verdienste des Schlesiens können dadurch nicht geschmälert werden. Moritz von Kopy begann auch schon im gleichen Jahr, wissenschaftliche Versuche zur Züchtung einer zuckerhaltigen Rübe durchzuführen. Auch sein Sohn Wilhelm setzte die Versuche in der Rübensamenzucht erfolgreich fort. Ferner schrieb der Freiherr ein Buch über die Zuckerfabrikation und legte auch seine Erfahrungen in der Veredelung der Zuckerrübe darin nieder. Durch sein erstes Unternehmen, durch seine praktischen Erfahrungen und durch seine wissenschaftlichen Versuche wurde der Grundstein für die Zuckerindustrie gelegt. Das Deutsche Museum in München nennt diese Fabrik von Kopy, zum Unterschied der Versuchsfabrik von Achard, die erste Zuckerrübenfabrik. Im Jahre 1830 wurde diese erste Zuckerfabrik stillgelegt.

Unser Schlesierland hat in Deutschland mit seiner Erzeugung von Rohzucker wie auch Verbrauchszucker eine bedeutende Stellung eingenommen. Auf der gesamten linken Oderseite bis hinter Liegnitz waren die Bodenverhältnisse für die Zuckerrübe wie geschaffen. In den Jahren 1837 bis 1839 erfolgte eine Massengründung von Zuckerfabriken in Schlesien, da der erzeugte Rohzucker Steuerfreiheit erhielt, um die Einfuhr von Rohrzucker zu drosseln. Viele Betriebe haben nicht durchhalten können, und etwa 50 kleinere Fabriken haben im Laufe von etwa 60 Jahren wieder ihre Tore schließen müssen. Vor dem letzten Kriege arbeiteten in Schlesien 39 Zuckerfabriken, die fast alle inmitten des großen Zuckerrübenanbaugesbietes auf der linken Oderseite lagen. Insgesamt wurden jährlich etwa 40 bis 45 Millionen Zentner Zuckerrüben verarbeitet; die Zuckerindustrie war für die schlesische Landwirtschaft, und infolge ihrer Verflechtung mit anderen Industriezweigen, auch für die Gesamtwirtschaft Schlesiens von weittragender Bedeutung. Mit ihren mannigfachen Maschineneinrichtungen waren die Zuckerfabriken ständige Auftraggeber für die schlesischen Maschinenfabriken. Auch für die kleineren handwerklichen Betriebe war in den Fabriken immer Arbeit. Letzten Endes war die Zuckerindustrie ein Großabnehmer von Kohle, und die Fabriken deckten ihren Bedarf ausschließlich aus dem ober- und niederschlesischen Kohlenrevier.

Wenn auch die Landwirtschaft bei der Bestellung der Zuckerrüben für das Hacken, Verziehen und Ernten hohe Löhne aufzubringen hatte, so waren aber die Einnahmen aus dem Zuckerrübenanbau immer noch bedeutend größer als bei anderen Kulturen. Ferner hatte die Landwirtschaft den Vorteil, daß eine Menge nicht weiterzuverarbeitender Rückstände an die Landwirtschaft zurückfiel. Gerade die Kriegsjahre haben gezeigt, daß Gebiete mit starkem Zuckerrübenanbau genügend mit hochwertigen Futter- und Düngemitteln versorgt werden konnten. Die Melasse, der letzte Bestand, aus dem der Zucker nicht mehr kristallisiert, ist ein wertvolles Futtermittel und enthält 50 Prozent Zucker sowie Salze, die dem Boden wieder zugeführt werden, wenn die Melasse verfüttert wird. Auch die ausgelaugten Schnitzel enthalten immer noch etwas Zucker und wurden entweder frisch verfüttert oder siliert. In der Fabrik wurden die Schnitzel getrocknet und kamen als Zuckertrockenschnitzel in den Handel. In Schlesien wurden etwa 3 Millionen Zentner

Trockenschnitzel bereitet. — Der Scheideschlamm, die Rückstände bei der Filtration, war ein gutes Düngemittel, das 50 Prozent Kalk und etwas Phosphor und Kali enthielt; er wurde restlos von der Landwirtschaft verbraucht.

Begann im September die Rübenerte, waren die Straßen voll von Fahrzeugen, auf denen die Rüben in die Zuckerfabrik gebracht wurden. Auf den kleinsten Eisenbahnstationen standen lange Reihen von Güterwagen, die täglich beladen wurden. Nicht alle Zuckerfabriken hatten Gleisanschluß, und vielfach brachten die Bauern ihre Ernte mit Pferde-fuhrwerken oder Motorfahrzeugen selbst in die Fabrik und nahmen den Fuhrlohn mit. Auf dem Rückwege wurden die Wagen mit den Zuckerrübenschnitzeln beladen. Die Zuckerrüben wurden nicht nur nach dem Gewicht, sondern auch nach dem Zuckerprozentgehalt bezahlt.

In den Herbstferien war auch für die Schuljugend „Kampagne“; auf den abgeernteten Feldern wurde nach Rüben „gestoppelt“. Andere kamen schneller zum Ziele: mit scharfen Augen wurde jedes Rübenfahrzeug beobachtet. Auf schlechten Straßen oder beim Ausweichen fielen Rüben vom Wagen, manchmal wurde auch etwas nachgeholfen. Ein weicherziger Kutscher warf auch mal einige Rüben ab. Daheim begann dann die große Arbeit des „Saftkochens“. Auf dem Lande wurde fast in jedem Hause der Saft selbst gekocht, alle Hände mußten helfen, die Rüben zu säubern und zu schälen. Wochenlang war der Geruch des Schwadens im Hause zu merken. Aber wir Schlesier liebten nun einmal unsere „Sofftschniete“, überhaupt wenn noch gude Putter drunter woar. Und wer's ganz gutt macha wulde, ganz uff schläsche Oart, dar schmierte a Weeßquoark noch ubadruuf!

VOM SUMMERSUNNTICH

Unsere schlesische Heimat war reich an alten, sinnigen Volksbräuchen und Sitten, die schon seit Jahrhunderten gepflegt und gehalten wurden. Auch um das Osterfest wob sich ein buntes Kränzlein alten Volksgutes. Die Alten kennen es noch, doch immer mehr wird das Brauchtum in Vergessenheit kommen, wenn wir es nicht auffrischen und immer wieder in Erinnerung bringen. Erinnern wir uns, wie es am Sommersonntag daheim war:

Derr Summersunntich rückt heroan,
Die Kindla freien sich schun heute
Uffs Singa, uff en Zuckerhoahn
Und reiche Prätzelbeute.

Die oalen Leute wern's nuch wissa,
Wie's ei derr Heemte woar;
Bei a junga is schun boal verschlissa,
Die Kleenen wurden's nie gewoahr.

Jitz loaßt se boale wieder singa,
Die Verschla stiehn hier uff Papier.
Sie kenn ja a derr Stube klinga,
Nur singa, singa, doas sullt Ihr!

Der Sonntag Lätare, der vierte Fastensonntag, hat als Mitfastensonntag einen freudigen Charakter. Schon von alters her wurde er, trotz der Fastenzeit, als ein Frühlingsfest der Jugend in vielen Gegenden Deutschlands begangen. Im Thüringer Wald sind das „Sommereinbringen“ und der „Sommergewinn“, in der Gegend von Worms der „Stabaus“, in der Pfalz bei Heidelberg und in Nürnberg der Sommertagszug und in Schlesien das „Sommersunntichsingn“ Brauch und Sitte. Der verbindende Gedanke dieses Brauchtums ist das Winter- und Todaustreiben und die Ankündigung des nahenden Frühlings. In den Sommertagszügen in Süddeutschland werden der Strohmann Winter und der in frischem, leuchtendem Grün geschmückte Frühling mitgeführt. Der Sommersonntags-

Haynau i. Schles.,
Der Ring



stecken oder auch Sommerrute genannt — ein mit Blumen und leuchtenden Bändern geschmückter Stab —, wie er in Thüringen und zum Teil auch in Niederschlesien üblich war, ist in seinem Ursprung ein Fruchtbarkeitsfetisch gewesen, der Segen der Lebenskraft spenden sollte.

In fast allen Teilen Schlesiens war das Sommersonntagssingen Brauch und Sitte, und es war ein alter Brauch. Als die Thüringer und Franken nach Schlesien kamen und nachgeborene Söhne hier sesshaft werden sollten, da brachten sie diese Sitte aus ihrer Heimat mit. Wer von uns Älteren erinnert sich nicht mehr an das Singen von Haus zu Haus am frühen Morgen am Sonntag Lätare? Für die Jugend war das Sommersonntagssingen ein ganz großer Tag, und die Schulkinder fieberten schon tagelang vorher und trafen ihre kleinen Vorbereitungen für diesen Sonntag. Kleine Körbchen wurden von den Mädchen mit den ersten Frühlingsblumen geziert und geschmückt; die Knaben nahmen es nicht so genau, sie begnügten sich mit einem Leinensäckchen, um darin die „ersungenen Gaben“ zu verstauen. Für die Aller kleinsten, die eben so gerade mittun konnten, wurde der Tag ein Erlebnis. Schon wochenlang vorher lernten sie von den größeren Geschwistern die Sommersonntagslieder. Die Mädchen schlossen sich zu Gruppen zusammen und übten das Liedgut, damit man sich hören lassen konnte. Die Jungen waren darin dickfälliger, auf das Singen kam es ihnen nicht so an, entscheidend war der Erfolg, der Inhalt des Säckchens.

Am Sonntag Lätare; schon in aller Frühe, die Haustüren waren oft noch verschlossen, setzte das Singen ein. In großen und kleinen Trupps zog die fröhliche Jugend im edlen Sängerrwettsreit von Haus zu Haus. Hinter den Haustüren standen schon die Körbe bereit, die das Kinderherz beseelten. Sie waren gefüllt mit Bögeln, Brezeln, Eiern aus

Schokolade, Marzipan und Zuckerzeug, Osterhasen aus Pappe, Schokolade und Zuckerguß und all den anderen Süßigkeiten, die ein Kind erfreuen konnten. Am meisten wurden die Brezeln verteilt. Die Knaben reichten sie auf eine Schnur, die sie um den Hals hängen hatten, und trugen oft einen dicken Kranz davon nach Hause. Besonders Bäckereien und Kolonialwarengeschäfte wurden bevorzugt aufgesucht, die volle Waschkörbe bereithielten, denn keiner sollte leer ausgehen.

Für die Geschäftsleute wurde der Sommersonntag eine gute Reklame, denn die Kleinen — aber auch die Mütter — hatten dafür ein treues Gedächtnis, wer „viel springen ließ“. Wer hier eine offene Hand hatte, wurde auch das ganze Jahr über beim Einkaufen bevorzugt. Selbst die Fleischer mußten dran glauben, und so mancher Kringel „Knoblauchwurst“ wurde in kleine Stückchen zerschnitten und verschwand in den Körbchen und Leinensäckchen der Kinderschar.

Das Liedgut setzte sich aus ersten und heiteren Weisen sowie aus Spottversen zusammen. Die bekanntesten und am meisten gesungenen Lieder will ich hier anführen. Das Lied, das von den größeren Kindern gesungen wurde:

Rot Gewand, rot Gewand,
schöne, grüne Linden,
suchen wir, suchen wir,
wo wir etwas finden.

Gehn wir in den grünen Wald,
sing'n die Vögel jung und alt.
Sie sing'n mit ihrer Stimme:
Frau Wirtin, sind Sie drinne?

Sind Sie drin, so komm'n Sie raus
und teilen uns die Gaben aus!
Wir könn'n nicht lange stehen,
wir müssen weitergehen.

Die Frau, sie geht im Hause rum,
und hat 'ne schöne Schürze um,
'ne Schürze mit 'nem Bande,
sie ist die Schönste im Lande.

Blieb einmal die Haustür verschlossen, oder es wurden keine Gaben verteilt, dann machte sich die kleine Gesellschaft aus ganzem Herzen Luft und sang den Spottvers:

Hiehnermist und Taubamist!
Ei dem Hause kriggt ma nischt!
Is doas nicht 'ne Schande
Ei dam ganza Lande?

GLAS aus Schlesiens Bergen

In dem langgestreckten Gebirgszug der Sudeten war seit Jahrhunderten auf beiden Seiten die Herstellung des Glases beheimatet. Die ersten Glasbläser kamen zum großen Teil aus dem Böhmerwald, der Urstatt der Glasbereitung auf deutschem Boden. Dort, wo die Glasbläser die Rohstoffe für ihr Handwerk fanden, siedelten sie sich an. Wo Quarzsand lag und der Wald wuchs, entstanden die ersten Glashütten. Tief in den Tälern des Gebirges, in dem unzugänglichen Urwald, der noch nicht besiedelt war, und den allenfalls die Jäger auf ihren Streifzügen betreten, ließen sich die mutigen Menschen nieder.

Die Ortsnamen mit „Hütte“ weisen immer auf das Vorhandensein von Glashütten hin. Viele gingen jedoch im Laufe der Jahrhunderte wieder ein, andere wurden gegründet. Als die bekannteste Glashütte im schlesischen Raum muß wohl die „Josephinenhütte“ bei Schreiberhau angesprochen werden, die von der alten Glasbläserfamilie Pohl gegründet

*Goldberg i. Schles.
Blick auf den Oberring*



wurde und deren Erzeugnisse Weltruf hatten. Hier schuf man die glitzernden, diamantenen Wunderwerke aus Glas, die in der ganzen Welt geachtet und begehrt wurden. Besonders das schwere Bleikristall, das unter Zusatz von Bleioxyden ein Farbzerstreuungsvermögen erhielt, war weltbekannt. Auch in der Lausitz, im Waldenburger Bergland und besonders in der Grafschaft Glatz, um die Bäder Reinerz, Kudowa und Altheide lagen viele bedeutende Glashütten, die Jahrhunderte im Besitz der Glasbläserfamilien Witwer, Rohrbach, Böhme und anderer waren. Auch hier widmete man sich mit besonderer Sorgfalt der Herstellung von Kristallglas, das geschliffen und graviert weit mehr „als nur Glas“ wurde. Auch auf der böhmischen Seite der Sudeten war die Glasmacherkunst daheim. Mittelpunkt dieser Industrie war die Stadt Gablonz. Auch synthetische Edelsteine, die selbst dem Fachmann in der Unterscheidung von echten Steinen Kopfschmerzen machten, wurden in Gablonz hergestellt und in den verschiedensten Schmucksachen verarbeitet.

Die alten Glasbläser hingen mit Leib und Seele und all ihrer Liebe an ihrem Beruf, sonst wären sie nie echte und tüchtige Glasbläser geworden. Die Berufsliebe und auch die Eignung für diesen schweren Beruf vererbte sich von den Vätern auf die Söhne, und es war durchaus keine Seltenheit, daß drei Generationen einer Familie am Hafen oder später an der Wanne standen und ihre Arbeit leisteten. In die weißglühende Sud der vom Rauch rußigen Glasöfen, mit schwitzenden Leibern und rauchgeschwärtzten Gesichtern, steckten die Männer ihre Blasrohre in den glühenden Ofen, um die schimmernden Glaswunder an ihrem Rohre, gleich riesigen Seifenblasen, in die Luft zu hängen. In früheren Jahren erreichten die Glasbläser kein hohes Alter. Körperliche Schwächen, Schwindel und Blutstürze waren die ersten Anzeichen eines Verbrauchs der Kräfte. Doch wer von dem Feuer und der Zauberei der Glasmacherkunst erfaßt war, den ließ es nicht mehr los. Erst später, als moderne maschinelle Anlagen und Einrichtungen in der Glasherstellung Verwendung fanden, wurden diese Verhältnisse besser. Die heutige Massenherstellung wird durch Maschinen erreicht, bei denen das Mundblasen durch mechanisch arbeitende Vorrichtungen, durch Walzen, Pressen, Gießen und Ausziehen ersetzt wird. Wer zum

erstmal den Glasbläsern bei ihrer Arbeit zusieht und sie aufmerksam verfolgt, dem erscheint alles, auch wenn es noch so einfach erklärt wird, als Zauberei und Hexerei. Es ist wirklich keine gewöhnliche Arbeit, die hier geleistet wird, und die Männer, die vor der Glut der Ofen stehen und ihre „Pfeifen“, den Zauberstock, schwingen, drehen und wenden, werden zu Zauberkünstlern.

Schwerer noch ist die weitere Verarbeitung, wenn das Glas durch Schliff und Gravieren zum „veredelten Glas“ wird, eine Kunst, die lange Übung erfordert.

Im letzten Jahrhundert waren die Glashütten nicht mehr an den Wald gebunden. Die Transportmittel, Kohle und andere Möglichkeiten, die heute bei der Herstellung des Glases mitsprechen, machten sie unabhängig davon. Holz dient nicht mehr zur Herstellung von Pottasche, den Brennstoff liefert die Kohle, das Gas oder die Elektrizität. Auch die Heranbildung des Nachwuchses war anders geworden. Glasfachschulen standen den jungen Menschen für ihre Ausbildung zur Verfügung. Doch „die Alten“ sagten, daß die Kunst des Schleifens und Gravierens nicht mehr die Feinheit und Höhe erreichte, die früher einmal in den Hütten unter den alten Meistern bestand.

In Mitteldeutschland wie auch im Süden unseres Vaterlandes haben viele frühere schlesische und auch ehemalige Gablonzer Betriebe wieder eine Existenz gegründet. Viele der alten Glasbläser sind geblieben oder verschollen, doch das Werk, erbt aus alten Zeiten, reicht weiter als das Leben des einzelnen.

Meine Tante Christel

Mier soata halt Tante, eegentlich woar se eene Grußtante vu ins! Se woar de Schwaster vum Grußvoater vu Muttersch Seite har. So woar eene grüße, stoattliche Person, und miet ihn 78 Joahrn hoatte se siech gutt gehaln. „Blußich de Beene und is Ogalicht, doas is nimmer ei Urtnung“, asu sproach se immer zu a Leuta. Is Lofa ging ja noch, mitm Stoabe koam se ganz gutt furt, aber de Oga, de Oga. Zum Gucka hoatte se wull eene schoarfe Prille, de se aber irschte sucha mußte, wenn se woas sahn wulde; und weil se ohne Prille nicht sahn kunnte, toat se och de Prille nich finda.

„Ihr Jungla, hoabt der nich meine Prille gesahn? Guckt och amoal noach, wu se ies. Kroam amoal eim linka Schibla vum Kichnschranke, und guckt och eis Gebatbichla uff dam Fensterbratla.“ Merschtateels kunnt mer doas Ding nich ufftreiba.

Als mier asu zahn und elf Joahre woarn, ginga mier gärne zur Tante Christel. Se hoatte a gulndes Herze, und se freite siech, wenn mer koama. Wie de grußa Leute muß mer ins uffs Sofa setza und erzahn, woas derrheeme fiergekumma ies. Dennoch dirft mer ins de guda Tossa ausm Gloasschranke hulln, wo uba gemoalt stoand: „Zur Silberhochzeit“ oder „Zur Goldenen Hochzeit“. „Gieht mer och fiersichtich dermiete im, doasß der mer keene zerschloaga tut“, soate de Tante jedes Moal.

Mier hantierta miet oa Tossa, wie miet a Eern, und hoan keen Hänkel abgeschloagn. Ei de Tossa kriegta mier Milch miet Honich nei, und gude Plätzla kunnt mer derzune assa. Hingerhaar troatschte se vu dann Kanarienvogeln, weil dar Onkel Anton sulch Tierla haln toat. Wenn se feifa und trillern kunnta, verkofte ar se noach Brassel ei enn Loada und kriegte de Vogel und gutt bezoahlt. Aber de Geschichtla kunnt mier schun auswändig, und mier zoapelta uffn Sofa hie und har. Doa kroamte de Tante eim Schibla vum Kichatiesche rimm, und mir kriegta jeder enn Biehma. „Su, hier hoabt der a Gröschla und geht wieder heem. Grißt och de Mutter schien.“ Vo dam Gelde kofta mier ins enn Mohnschuster oder Lakritza, fiers Spoarn woarn mer nich. —

Miet dam Ogalichte woars a ei letza Joahrn immer oarger gewurn, und inse Mutter

meente, daß de Tante och noch doas bißla Ogalicht vum Stoar verliern wird: aber doas verstanda mier ja nich. De Leute kunnt se baale nimmer erkenna. Amoal koam dar Schurnsteinfäger eis Haus, und derweil se asu viel Schwoarzes sahn toat, meente se: „Griff Gott, Herr Pffor“. Dar Schwoarze koam sich gebauchklatscht fier, und dar Herr Pffor hots och nich ibel genumma. Suwoas woar aber gleih im ganza Durfe durch, und de Leute hoan iber insre Tante Christel gelacht. Is gehierte sich ja nich, aber is Sprichwurt hot schun recht: Wär a Schoada hot, dar brauch fier o Spoot nich zu surga.

Doa fällt mier och noch woas ei. —

Inser Nupper woar a großer Pauer, und mier Pärschla trieba ins a ganza Taag uffn Howe rimm. Ei dar Scheune spielta mier Verstäcka und koalberta, bis mer tutmiede woarn. Mier hoatta groade rimmgetullt und wullda ins eim Vurdergärtla eis Groas län und schloafa. De Madla hoatn durt miet a Puppa gespielt und oalles liega loan. Doa kimmt a klee Schweinla reispoaziert, woas eim Stoalla ausgeruckt woar. Flink hoan mer doas Dingla gefanga, und obs wullde oder niech, mier stuppta doas Tierla eis Steckkissa und soatzta beedes ei a Puppawoan nei. Vu dam jämmerlicha Gequietsche koam de Froo und och de Madla oagewetzt, und mier standa nu oalle im a Woaga, lachta und freita ins ieber doas Färkla ei dam Bette. Doa gieht is Goartatierla uuf, und insre Tante Christel kimmt oagetoappert. De Prille hoatte se natierlich nich miete, aber se kunnte sich schun enn Värsh macha, woas hier fier sich giehn toat: De Mutter, mier Junga und Madla und dar Woagn. Se guckte nei, asu, wenn se woas gutt sahn wullda und soate: „Nee, nee, Froo Nuppern, asu a oallerliebstes Dingla hoan Se. Ies Guschla und ies Schnupperla vu dar Mutter, und de Oga und de Uhrn, ganz wie dar Pauer.“

SCHLESIERLAND — WEBERLAND

Betrachten wir eine Karte mit den wichtigsten Industriegebieten Deutschlands, so bemerken wir, daß das Gebiet der Sudeten von Görlitz bis Mährisch-Ostrau mit den Merkmalen der *Textilindustrie* gezeichnet ist. In den langen Straßendörfern der Sudeten, die sich beiderseits dieses Gebirgszuges in den Tälern hochwinden, haben sich im Laufe der Jahrhunderte die Weberdörfer entwickelt, deren handwerkliche Kunst später im Zeitalter der Technik die Grundlage zu der bedeutenden Leinenindustrie in Schlesien wurde. Für den Wanderer wollten diese langen Dörfer schier kein Ende nehmen, die meisten hatten daher auch mehrere Bahnhöfe. In *Langenbielau*, dem größten Industrieort der Leinen-erzeugung — zwölf Kilometer lang —, konnte der Reisende wählen, in *Langenbielau-Oberstadt*, *Niederstadt*, *Steinhäuser* oder *Neubielau* auszusteigen. Die alten Bauernhöfe bestimmten hier nicht mehr das Dorfbild. Auch die alten Weberhäuschen, in denen einst von früh bis spät die Webstühle klapperten, waren der Spitzhacke zum Opfer gefallen. Fabrikgebäude mit hohen Schornsteinen, schöne Geschäftshäuser, große Arbeitersiedlungen und die in wohlgepflegten Gärten großzügig angelegten Villengrundstücke der Fabrikdirektoren gaben diesen Dörfern ein städtisches Aussehen. Die Maschine, der mechanische Webstuhl, hatte hier vor mehr als hundert Jahren diese Wandlung vollzogen. Die geschickten und fleißigen Handwerker wurden der Stamm der Fabrikarbeiter, ohne die ein so rasches Aufblühen dieser Industrie kaum möglich gewesen wäre.

Die spätere wirtschaftliche Entwicklung des schlesischen Raumes ist durch diese Weberkolonien wesentlich beeinflusst worden. Im 13. und 14. Jahrhundert, im Zuge der zweiten Besiedlung des Oderaumes, kamen Weber und Tuchmacher in das Land. Sie brachten den Anbau des Flachs zu hoher Blüte und fanden in der Mittellage der Gebirge wie auch im Vorgebirgsland der Sudeten die günstigsten Voraussetzungen für den Flachs-anbau. So

hatte die Leinenweberei schon im 15. und 16. Jahrhundert einen nicht unbedeutenden Ruf erlangt, und die gediegene Ware konnte bald den damaligen europäischen Markt erobern. — Sorgfältig und peinlich genau überwachten die Zünfte die Herstellung der Waren und ließen nur einwandfreie Erzeugnisse in den Handel kommen. Die alte StraÙe über das Volpersdorfer Plänel wurde zur Anschlußstraße an die große Handelsstraße Breslau — Mittelwalde — Wien — Venedig. Schwerbeladene Planwagen, mit den Erzeugnissen der Weberdörfer aus dem Eulengebirge vollgepfropft, haben sich mühsam den Weg übers Gebirge geschleppt, um die Waren in fremde Länder zu bringen. So stand selbst in Venedig schlesisches Leinen hoch im Kurs. Auch aus anderen Webergieten des Gebirges führten Zufahrtsstraßen an diese Hauptverkehrsader früherer Jahrhunderte heran. In den Weberdörfern des Eulengebirges, in Langenbielau, Peterswaldau, Wüstegiersdorf, Wüstewaltersdorf, Gnadenfrei und noch anderen klapperten vor 200 Jahren viele Hunderte von Webstühlen in den einfachen Häusern der Webersleute. Tag und Nacht sauste das Schifchen durch die Kette, denn der Verdienst war klein, und die Tagesarbeit allein reichte nicht zum Lebensunterhalt. Ein Stückchen Land mußte neben der Arbeit noch bebaut werden, um überhaupt leben zu können. Trotz größtem Fleiß führten die Weber ein sehr bescheidenes Dasein, und den größten Teil am Verdienst schluckten Händler und später die Fabrikanten. Die Not der Weber wurde immer größer. Es entstand schließlich eine Heimarbeiterschicht, die völlig abhängig von dem sich entwickelnden Unternehmertum wurde. Schon 1793 war es zu Webertumulten gekommen. Infolge Sperrung von Absatzgebieten setzte 1842 eine starke Wirtschaftskrise ein, und bei dem Überangebot von Arbeitskräften drückten die Unternehmer die Löhne mehr denn je. Abnahme der Eheschließungen und Geburtenziffern, Zunahme der Sterblichkeit, hohe Auswanderungsquoten und hohe Bestrafungsziffern kennzeichnen das Elend dieser Zeit. So blieb das Endergebnis nicht aus. 1846 traten 5000 schlesische Weber in den Ausstand, der durch Breslauer Militär gebrochen werden mußte. Diesen geschichtlichen Hintergrund legte Gerhart Hauptmann, angeregt durch seinen Großvater, der selbst ein Webmeister war, seinem Drama „Die Weber“ zugrunde. Die Umwandlung der Weberheimarbeiter in Fabrikarbeiter und ihre Beschäftigung in den neuen Fabriken, deren Gründung durch die Erfindung des mechanischen Webstuhls äußerst begünstigt wurde, brachte dem verarmten Stand die einzige wirksame Rettung.

Ein zweites Weberzentrum war das Gebiet um die Städte Landeshut, Hirschberg und Schömburg im westlichen Teil der Sudeten, in denen ebenfalls in handwerklichem Fleiß zugunsten der Handelsunternehmer Tag und Nacht gearbeitet wurde. In Schömburg ließ noch im Jahr 1700 der Abt des Klosters in Grüssau Weber ansiedeln. Die 12 Weberhäuschen, im Volksmund die „zwölf Apostel“ genannt, haben bis zur Kriegszeit gestanden und gehörten zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt Schömburg. Ob sie das Kriegsende auch noch glücklich überstanden haben, ist mir nicht bekannt. Allerdings waren nur noch elf vorhanden. Bei einem Brand ging eines der Häuschen in Flammen auf. Obwohl alle aneinandergelagert waren, konnten die „elf Apostel“ gerettet werden. Diese Häuschen — eines glich genau dem anderen — waren so eingerichtet worden, daß sie je vier Webstühle aufnehmen konnten.

Bis ins 16. Jahrhundert hinein waren Landeshut und auch Löwenberg eigentlich Tuchmacherstädte, in denen eingewanderte Tuchmacher aus Flamen ihr Handwerk betrieben. Später stellte man sich auch hier auf Leinenherstellung und Leinenhandel um. Auch die Leinenweberei in Lauban reicht bis in diese Zeit zurück. Hier entstanden die größten Taschentuchwebereien des europäischen Kontinent, und die Laubaner sagten nicht ohne Stolz, daß sich halb Europa die Nase in Gubener Taschentücher putzt. Nebenbei sei noch bemerkt, daß in Guben auch Hüte und Feze für die Türken hergestellt wurden. Auch auf der westlichen Seite der Sudeten, besonders im Gebiet von Trautenau und seiner Um-

gebung wurde die Herstellung von Leinen betrieben. In der Grafschaft Glatz war die Leinenweberei in der Umgebung von Mittelwalde beheimatet. Aber auch andere bedeutende Weberstädte Schlesiens sollen nicht unerwähnt bleiben. In Sagan und Guben bestanden große Tuchwebereien. Auch in Neustadt/OS wurden Tuche und Leinen gewebt. Viele unserer schlesischen Landsleute werden nicht gewußt haben, daß ihre Teppiche aus Schmiedeberg unter der Schneekoppe und aus Katscher/OS stammten und dort gewebt wurden. Katscher hatte eine staatliche Webereilehrwerkstätte und war durch die Herstellung von Plüsch, Krimmer, Teppichen, Gobelins und Diwandedecken bekannt.

Als nach 1800 der mechanische Webstuhl seinen Siegeslauf durch die Welt nahm, konnte die handwerkliche Kunst neben der Maschine nicht mehr bestehen. Die brotlos gewordenen Weber fanden Beschäftigung in den Fabriken, die wie Pilze aus der Erde wuchsen. So war es ganz natürlich, daß gerade in den genannten Gegenden die großen Spinnereien und Webereien sich blühend entwickeln konnten. Das seriöse Industrieunternehmen Christian Dierig in Langenbielau, mit einer Belegschaft von fast 8000 Menschen, wurde ein Werk, das nicht nur den europäischen Markt erobern konnte, sondern Weltruf hatte. Nicht umsonst trug das Wappen der Stadt Langenbielau das Weberschiffchen. Aus diesem Weberzentrum stammen viele schlesische Weber, die heute im Münsterland in der Textilindustrie beschäftigt sind und die Web- und Textilschule in Langenbielau besucht haben. Neben diesem größten Werk bestanden in anderen und den eingangs erwähnten Städten und Dörfern noch viele große und kleine Unternehmen wie auch Bleichereien und Färbereien, die mit hervorragender Qualitätsware auf den Markt kamen.

Aus dem Sturm der Verwüstung gingen viele schlesische Betriebe unbeschädigt hervor und arbeiten heute unter polnischer Regie. Die alten Firmen, auch Christian Dierig, haben in den Westzonen festen Fuß fassen können. Auch die Firma Zimmermann aus Gnadenfrei ist im Schwarzwald wieder zu einem beachtlichen Unternehmen geworden und sendet ihre Preislisten mit einer Abbildung des schönen Breslauer Rathauses an alte und neue Kunden.

Schlesische Weihnachts-Spezialitäten

Die tägliche schlesische Kost war einfach, aber bekömmlich und kräftig. Doch am Sonntag standen große Schüsseln mit Klößen und Sauerkraut auf dem Tisch, und die Fleischstücke durften auch nicht zu klein sein.

An Fest- und Feiertagen konnte es aber etwas kosten, da wurde tüchtig „aufgefahren“. Von der sechzehnfüßigen Weihnachtsgans blieb dann nicht viel übrig. Am Heiligen Abend wurden, besonders auf dem Dorfe, meist die schlesischen *Mohnklöße*, eigentlich waren es „Mohklöße“, genauso, wie es Mohsemmel und Mohbabe gab, gegessen. Nur einmal im Jahre kamen sie auf den Tisch, und das war am Heiligen Abend. Und was ein echter Schlesier vom Lande ist, der hält diesen alten schlesischen Brauch auch heute noch. Auch die *weiße Bratwurst*, die von den Fleischern nur zu Weihnachten und Silvester gemacht wurde, kam am Heiligen Abend mit Sauerkraut und polnischer Soße auf den Tisch. In den Städten wurde am Heiligen Abend mehr der *Weihnachtskarpfen* mit brauner Butter oder polnischer Soße zurechtgemacht. Die Karpfen kamen aus den Militsch-Trachenberger Fischteichen. Sie wurden im Oktober schon eingefangen und in den großen Hälterteichen bis zum Verkauf gefüttert. Die Hälterung war für den Geschmack des Fisches von großer Bedeutung. In Spezialwaggons gingen dann die schlesischen Weihnachtskarpfen Mitte Dezember bis nach Mittel- und Westdeutschland. Der Fishtag war im Seengebiet von Militsch und Trachenberg ein Festtag, und Tausende von

Zuschauern fanden sich ein, um dem Fischzug beizuwohnen. Am nächsten Tage war dann der große Fischerball. Ein alter Brauch hatte sich um den Weihnachtskarpfen gebildet: Eine glänzende Schuppe vom Weihnachtskarpfen wurde im Geldbeutel verwahrt und „heckte“ fürs kommende Jahr genügend Geld. — Der Weihnachtsbäckerei wurde in Schlesien besonders viel Liebe und Sorgfalt geschenkt. Die reiche und lohnende Bienenhaltung in der schlesischen Landschaft brachte die Grundlage für die bekannten und wohlschmeckenden Weihnachtsgebäcke. Über das ganze Land war das Gewerbe der Pefferküchler verbreitet, in vielen Städten gab es Weihnachtsbäckereien, die ausgesuchte Spezialitäten zum Verkauf brachten. In den Wochen vor dem Fest wurde in solchen Betrieben Tag und Nacht gearbeitet, um der großen Nachfrage gerecht werden zu können. So sagte man von Liegnitz, daß die Öfen nicht erkalteten, in denen die „Liegnitzer Bomben“ zubereitet wurden. Hergestellt aus gutem Honigkuchenteig, gefüllt mit Konfitüre, Rosinen, Mandeln, Zitronat, geriebenen Nüssen, gewürzt mit Zimt, Nelken und anderen wohlschmeckenden Gewürzen, überzogen mit Schokolade, war dieses herrliche Weihnachtsgebäck in Stadt und Land bestens bekannt und vertrug sich mit einem heißen Grog oder einem Punsch hervorragend. Nicht weniger bekannt war das Neißer Konfekt, das nicht ein Konfekt im üblichen Sinne darstellte. Es war ebenfalls ein Honiggebäck, mit Eiern und braunem Zucker hergestellt. Dem Teig wurde der sogenannte „Krum“, ein zermahlener Honigkuchen, beigemischt. Auch dieses Weihnachtsgebäck war weit über Schlesiens Grenzen hinaus bekannt. —

Aus dem ehemaligen kleinen Kreisstädtchen Jauer, das mit vielen Besonderheiten aufwarten konnte — Jauersche Würstchen, Jauersche Kutschwagen, Jauerscher Granit und Basalt —, kamen die Jauerschen Bienenkörbe. Gerade in dieser Gegend war die Bienenzucht stark vertreten, und es war schon seit Jahrhunderten Brauch und Sitte,



Liegnitz,
Der Ring

Liegnitz,
Der Ring mit dem „Gabeljürgen“



aus einem Honigkuchen das Haus der fleißigen Biene nachzubilden. Es war ein Makronengebäck, und die Jauerschen Bäcker haben dieses Rezept schön für sich behalten. Es war für uns daheim immer eine Überraschung, wenn unsere Verwandten aus Jauer uns mit einem Bienenkorb zu Weihnachten erfreuten. So wurde auch erzählt, daß Hindenburg, der dieses einmalige Backwerk von seiner Kadettenzeit aus dem benachbarten Wahlstatt her kannte, zum Weihnachtsfest immer „Jauersche Bienenkörbe“ bestellte, auch noch, als er Reichspräsident geworden war.

Vielenorts wurden die Figurenlebkuchen mit Zuckerguß und den aufgeklebten Gesichtern gebacken. Auf dem Christkindelmarkt auf dem Neumarkt in Breslau und auf allen anderen Weihnachtsmärkten lagen dann die Pfefferkuchenmänner in allen Größen stapelweise aufgeschichtet, und die Kinder ließen nicht eher Ruhe, bis die Mutter ein „Pffaffermoanla“ erstanden hatte.

Auch die Schweidnitzer Bolkobissen, die Patschkauer Dohlen und die Gnadenfreier und Warthauer Pfeffernüsse und Pflastersteine waren ebenfalls beglückende Gaben unter dem brennenden Weihnachtsbaum. In vielen anderen schlesischen Orten, besonders aber in Breslau und Ratibor, waren große Marzipanbäckereien, die besonders zur Weihnachtszeit in allen nur erdenklichen Ausführungen bestes Marzipan auf den Markt brachten.

In der Hausbäckerei wurde in der Vorweihnachtszeit mit besonders viel Liebe und Mühe gewaltet. Nach den verschiedensten Rezepten — fast jede Familie hatte ihre eigenen Zubereitungsverfahren, selbstverständlich immer die besten —, die nicht gern verraten wurden, entstanden die Pfefferkuchen und anderes Weihnachtsgebäck in vielerlei Formen und Geschmacksrichtungen.

Vom »Einfädeln« und »Latschenwerfen«

SCHLESISCHE BRAUCHE ZUR NEUJAHRSZEIT

Man sagt dem schlesischen Menschen nach, daß er einen starken mystischen Einschlag habe. Auf diese seine Eigenart wird es auch zurückzuführen sein, daß im schlesischen Lande in der Advents- und Weihnachtszeit viele alte Bräuche und Sitten lebten, die zwar in den einzelnen Landschaften verschieden sind, aber doch auf einem gemeinsamen Ursprung zurückzuführen.

Waren die Weihnachtsfeiertage vorüber und drängte die Arbeit nicht, oder war sie durch den meterhohen Schnee unmöglich, so hielt man auf dem Lande zwischen Weihnachten und Neujahr eine geruhsame Rückschau auf das vergangene Jahr und die früheren Zeiten. Die Plauderstunden an der Seite des wärmespendenden Kachelofens mit lieben Freunden und guten Nachbarn, bei Kaffee und den Resten des Streuselkuchens und der Mohnbabe, dehnten sich dann länger aus, als es gewöhnlich der Fall war. So war auf dem Lande das Ende des alten und der Anfang des neuen Jahres von vielem alten, doch meist schon verklungenem Volkstum und Sitten begleitet. Die alten Volksbräuche holten sich ihre Anregungen meist aus dem kirchlichen Leben, oder sie waren verwurzelt und entstammen dem mystisch-heidnischen Gedankengut, genährt durch das mystische Erbgut unserer Vorfahren in der schlesischen Heimat.

Nach der Jahresschlußandacht, die in Schlesien meist in den späten Nachmittagsstunden des letzten Tages im Jahre gehalten wurde, bereitete man den Silvesterabend vor. Auf dem weißgedeckten Tisch dampfte die weiße Bratwurst mit „polnischer“ Soße und Sauerkraut. Danach erstrahlte auch der Weihnachtsbaum wieder in seinem Glanze zur hellen Freude der Kinder. Die Alten aber blickten versonnen in den Schein des Lichtes, als wollten sie daraus die Zukunft lesen und die Ereignisse des kommenden Jahres zu ergründen suchen. Erst als der steife Grog und der Glühwein nach dem Rezept, Wasser kann und Zucker muß, würzig duftend in die Nase zogen, fanden sie zur Wirklichkeit zurück, um der Jugend bei ihrem Treiben schmunzelnd zuzuschauen, sich dabei der eigenen Jugendzeit erinnernd. — Das „Einfädeln“ und „Kerzenanzünden“ brachte viel Heiterkeit und wurde viel belacht; beides war gar nicht so einfach. Auf einer liegenden Flasche sitzend, die Füße überkreuzt, mußte das junge Mädchen den Zwirnfaden in ein Nadelöhr „einfädeln“ oder eine Kerze an der brennenden in der anderen Hand entzünden. (Man versuche es einmal!) Glückte das Experiment, war der Freiersmann nicht mehr weit. Auch mit dem „Latschenwerfen“ und den Holzscheiten erforschte man das Heiratsglück. Gleichfalls wurden langgeschälte Apfelschalen rückwärts über den Kopf geworfen, um aus der sich bildenden Figur den Anfangsbuchstaben eines Verehrers zu deuten. Beliebt war auch das „Aufdecken“ oder „Tellerheben“, bei dem das Los um ein künftiges Schicksal entscheiden sollte. Unter den umgekehrten Tassen wurden Brot, Ring, Geld und Lumpen gelegt, und jeder war seines Glückes Schmied, wenn er eine Tasse aufdecken mußte. Was nun jeder aufdeckte — so meinte man —, wird ihm im nächsten Jahre beschieden sein. Brot brachte auch im neuen Jahre Wohlstand und Zufriedenheit, das Ringlein prophezeite die Hochzeit ins Haus, das Geld verhiieß Reichtum und Lotteriegewinn, ja — und die Lumpen, das war von allem das Gegenteil. So fragte der Schlesier in der Zeit der zwölf Nächte aus altem Brauchtum heraus nach Leben und Sterben, nach Erfolg, Fruchtbarkeit und Schicksalsschlägen. Uns Kindern bereitete immer das „Lichterschwimmen“ viel Spaß. In Nußschalen standen kleine Lichtstümpfe, die auf dem Wasser in einer Schüssel schwimmen mußten.

Das Bleigießen war wohl in allen Familien am Silvesterabend üblich. Mit großer Spannung wurde das Schmelzen des Bleies verfolgt, oft auch mit Sprüchen und Verslein

begleitet. Dann wurde der Schmelz in das Wasser gegossen, und die „Gußstücke“ von allen Seiten betrachtet. Wenn alle Phantasie keine Deutung schaffen konnte, wurde auch noch die Schattenwirkung des Gusses ausprobiert und zu Hilfe gezogen.

Auch um den Tag der Heiligen Drei Könige webte sich Brauch und Sitte. In früheren Zeiten waren besonders die Krippenspiele beliebt, in denen die Heiligen Drei Könige eine große Rolle spielten. Von diesem alten Brauch blieben jedoch nur die Sternsinger übrig, die in der Zeit bis zum 6. Januar, in wallende Gewänder gehüllt und mit goldenen Kronen geschmückt, von Haus zu Haus zogen, um dort mit ihren Spielen, Sprüchlein und Gesängen Lob und klingenden Lohn einzustecken. Nüsse, Pfefferkuchen, Äpfel verschwanden in dem großen Sack, dessen Inhalt mit Stern- und Fackelträgern christlich geteilt wurde. Die Hauptrolle war natürlich dem Mohrenkönig zugeeignet, der mit besonderer Sorgfalt und Liebe herausgeputzt und ausgestattet worden war.

Die Alten, die Wärme liebend, saßen am Ofen und erzählten wundersame Geschichten, denn mit den heiligen zwölf Nächten hatte es schon seine Bewandnis! Träume in diesen Nächten sollten in Erfüllung gehen, die trocknende Wäsche auf der Leine brachte einen Toten ins Haus. Kein alter Bauer fuhr in diesen Tagen den Mist auf das Feld, unger spannte er überhaupt die Pferde und Ochsen zur Arbeit an; die Tiere waren ja Zeugen der Geburt des Heilandes im Stalle von Bethlehem. Als Geschenk des Christkindleins bekamen sie vom Bauer, meist aber von der Bäuerin, eingesalzene Brotkruste gereicht, damit sie vor Krankheiten und Seuchen verschont blieben und ihre Fruchtbarkeit erhalten sollten. In früheren Zeiten wurde in der heiligen Messe am Dreikönigsfest auch Salz geweiht, von dem die Bäuerin einen kleinen Rest aufbewahrte.

So weilen denn unsere Gedanken in der Heimat und beschäftigen sich mit dem, was unsere Jugendzeit umgab; und gerade die Weihnachtszeit ist es, die uns mit starker Kraft heimzieht.

De Mutter Schuchen

Eim Imkreese vu fuffza Kilometern woar se iberall bekannt. Se hoatte keene huche Schule besucht, nich shtudiert, kee Krankahaus vu inna gesahn und o kee Schildla oam Hause, aber se woar doch a richticher Dukter, jedenfoalls fier ins Kinder. Iech weeß mich noch gutt uff se zu besinn. Se woar a kleenes, verhutscheltes Weibla, sugoar awing huuchricklich, und eim Gesichte hoatte se lauter Falta, Runzeln und Woarza. Aus a Woarza koama gebogne Hoare raus, de se mietunter amoal miet dar Schare oabschneida toat. Im a Kupp soah se nie zusoammageroaft aus, is Nast hing er meerschteenteils hinger nunder. Und eene Noase hoatte se, doaß de Leute soata: „Die hot wull zweemal hie gehaaln, wies de Noasa gegahn hoat.“ Dar Ruck woar vurne viel länger wie hinger, und se wischte dermiete egoal de Stroaße uff, doaß de Stobwulka bluß asu stäberta. Ar woar lausich weit geschnieta — se muht'n wull salber zusomma gegratscht hoan —, und hoatte vurne, o dar Seete, hinger und o noch vu inna, lauter Toascha. Mier Kinder hoan ins a Kupp zerbrocha, warum de Schuchen asu viel Toascha ei dam Rucka hoaba mußte. Iehr Stibla hoatte se ei em hoalb zerfollnen Auszughäusla; dar Pauer hotte schon lange nischte macha loan, weil siechs nimmer luhnte. Miete hot se och nich bezoahlt. Aber doas ale Häusla poaßte äbends zu der aln Schuchen-Mutter. De klenn Kinder machta enn grußa Bogen imm se rimm, und doas koam doodervone, weil de Mutter uffte soate: „Nu woart och, wee de nicht gleih vulgst, hull iech de Schucha-Hexe.“ Doas woar nich schien, denn eene Hexe ies se nich gewast, se hot a Leuta viel Gudes getoan. Vu weit haar koama de Leute, und uffte standa feine Pauernkutscha fier dam klenn Häusla. Moanche Menscha hoan siech

o vu hinga nei geschliche, se wulda nich gesahn wern. Doas kunnt iech aber nich verstiehn. Wenn iech irschde de Mutter Schuchen ufsuchte und oa iehre Metoda globte, kunnte iech o vurne eis Stibla nei giehnd und brauchte nich durch a Goarta zu loatschen. Aber asu sein äbends de Menscha verschiedn. — Mier Junga woarn egoal durt oazutreffa. Hotte siech enner a Fuß vertrata, enn Oarm ausgeränkt, a Finger verstaucht oder is Handgelenke verdraht, wu brucht mern hie? Zur Mutter Schuchen. Is woar ja grade kee hibsches Gefiehl, wenn se miet iehr'n groba Hända und dan vierstiehn'dn Kniebl'n is Been oder a Oarm vu oalla Seeta befummeln toat. Uff emaal goabs enn lausiga Schmerz, doas ma hät laut pläka wulln, aber doa woar schun de biese Geschichte ei Urnung. Bei dar Schuchen goabs kenn Gipsverband und Streckverband, bei dar gings asu oab. Iech koan mieh noch besinn. Mieh hoan se amaal miet'n Litterwoanla hiegebrucht, weil iech mer a Fuß verhoppt hoatte und nie uftrata kunnte. Heem gelofa bien iech vu alleene. Nu soat ock, iehr lieba Leute, woar doas kee guder Dukter, de Mutter Schuchen?

Floastern toat se natierlich o, und de Floaster macht se alleene. Miet em Tippla koam se ei de Opteke nei und hullte: Dreimoal grine Soalbe. Hinger dar Stube, wus immer awing stinka toat, woar eene Kiche; ei die ies aber kee Mensch neigekumma. Ei dar Nacht hot durt meistens a Lichtla geflunkert. Doas woar „iehere Opteke“, wu se oalle Floaster, Soalba und Eireiba zurechte moanschte. De Leute soata, doas de Schuchen beim Vullmonde de Kräutla aus'n Puusche hullte, andre wulda wissa, doas se virm Sunnaufgang boarbsbeenich uuf a Wiesa rimgeklunkert ies, und de guda und giftiga Kräutla gesucht hot. Ies wurde aber asu viel erzaahlt, und wer wees, woas oalles bluß Woahrheit gewast ies. De Schuchen hot sich nie ei de Koarta gucke loan, und richtig ies kee Mensch hinger iehr Getue gekumma. Iech wees, doas se oalle zu iehr hiegelofa sein, wenn se woas hotta. A Hexaschuß brucht se besser furt wie dar beste Schaafer. Ies sull ja eene verknuchte Prozedur gewast sein, uuf dar Diele hot se de Leute bearbeitet, aber is hot gehulfa. Wenn Vullmond woar, koama de Leute miet Woarza, Laberflecka und Summersprussen. Dar Vullmond mußte derbeine sein, suste holf „doas Versprecha“ nich. Fier uffne Beene doa hoatte se a ganz gudes Mittel, und doas hoat se och asu berihmt gemacht. De ala Muttern, de doas schlimme Leida meest hoan, meenta: „Se hot Gewalt drierber.“

Se hoatte och is zweete Gesichte, soata de Leute, aber doas verstanda mier Junga ja niech, woas doodermiete gemeent ies. Mier duchte, is wer doas Gesichte gemeent, wenn se biese wurde. Ies goab under ins Junga freche Luder, de soata „Grulahexe“ ieber se. Wenn se doas hierte, doa woar woas luß. Im Summer Paule hoat se amaal a Stuck iebers Kreuze gewikst, doas ar wuchalang de Striema ei oalln Foarba besahn kunnte. Mier hotta aber miet dam Kärle kee Mitleed, denn de Schuchen woar gutt. Mier kunnta kumma, wenn mer wulda. „Nee, Jungla, woas hoast wieder oagestellt? Nu zeig ocke amaal de Knuche haar“, hier iech se heute noch sprecha. Bezoahlt hoan mer se uffte goar nich, doodermiagen woar se nich tälsch. „Wenn de amaal a Biehmla hoast, koanst mersch ju brennga.“ Nu soagt ock amaal, iehr lieba Leute, ies euch asu woas schun beim Dukter amaal fiergekumma? — Iech soate ja schun, doas se is zweete Gesichte hoatte. Woar eim Durfe woas geklaut wurn, de Schuchen-Mutter mußte halfa. Doa ging's bestimmt nich miet richticha Dinga zu. Uffte hoat se a Leuta enn Wink gegahn, und doas gemuppste Zeug koam wieder derrzune. — Woahrsoagn toat se o, und de Frooleute koama uffte deswägn. Se hoatte o a dickes Buch, wu oalles uffgeschriebe woar. Moandmoal toat se noachlase. Is woar miet dar Hand geschriebe, und se soate vuller Stulz: „Vum Grußvoater!“ Dar woar Schaafer gewast. Wie de Fiebert Gustel heirota wulde, macht se zur Mutter Schuchen. De Koarta hoat se uufgeschloan, und de Gustl mußte sieba Koarta aus dam Hefla rauszern. „Is liegt oalles gutt beinander. Sieba Kinderla wern se hoan, drei Junga und vier Madel. Dar Moan liegt o gutt, a werd hoch steiga.“ — „Is stimmt, Mutter Schuchen. Menner ies Schurnsteinfäger ei Brassel, und mier ziehn ei de Toaschastroaße ei

a vierta Stuck.“ De Schuchen hoatte wieder ies Richtiche getruffa. Wies miet a Kindern gewurn ies, weesß iech nich. Wie dar Krieg lußging, hoatte se schun drei Junga und e Madel.

A poarmoal hoan se de Polzei uuf de oarme Mutter Schuchen gejoagt. Su enn Bleedsiftn, su a Quotsch. Die ies aber miet'n fertich gewurn, doas soag iech euch. Se hot wie Tulpe getoan, und se hoan ir nischte oam Zuge flicka kenn. „Sie betreiben Quacksalberei ohne ein Gewerbe!“ — „Woas sull doas heesßen? Tutt doas jemanda wieh? War nischte vu mier hoan will, brauch nich zu kumma. Wulln Se etwa woas hoan? A Gewerbe hoa iech nich. Wenn mer de Leute woas zu assa gahn, sulls kenn Menscha woas oagiehn. Iech koan ja och uffs Oamt bettln kumma!“

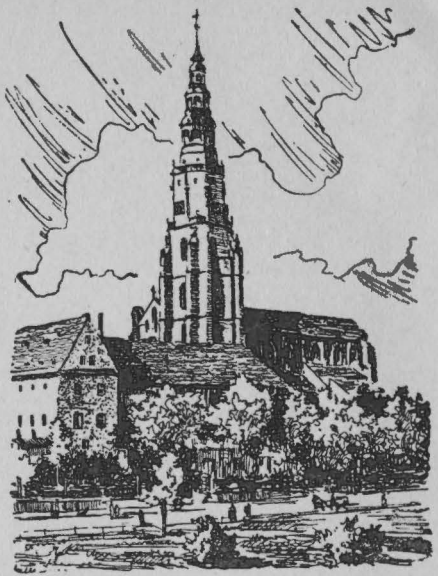
Asu woar de Schuchen. Iech globe nich, doasß de gute Mutter Schuchen noch labt. Und wenna se noch laba sullte, do hät iech blußich enn Wunsch, doasß se doas zu lasa kriegte, und iech glob o, doasß se sich noch gutt uuf mieh besinna werd.

DAS SCHLESIERTAL — ein herrliches Fleckchen Erde

Folgt der Wanderer dem oberen Flußlauf der Weistritz aus der Stille und Einsamkeit der Landschaft heraus durch betriebsame Dörfer und weiter durch Wiesen und Felder, die das Bächlein hurtig durchheilt, zuweilen aber auch schläfrig und müde fließt, erreicht er den Ort K y n a u und damit den Anfang des bekannten Weistritztales — im Volksmunde das Schlesiertal genannt —, von dem man wohl sagen kann, daß es nur wenige Schlesier geben wird, die dieses Kleinod nicht besucht und gekannt haben.

In uralten Zeiten, als der Fluß noch von größerer Kraft war, hat er dieses Tal ausgewaschen. An den Ufern lagen langgestreckte Dörfer, die die Kraft des Wassers ausnützten. Bei starken, anhaltenden Regenfällen und zur Zeit der Schneeschmelze wurde dieses Tal oft von gewältigen Katastrophen heimgesucht. Die sonst harmlos fließenden Wasser wurden zum reißen Strom, der weder Brücken noch Häuser verschonte, Felder und Wiesen verwüstete und zum Unland machte. Ich kann mich noch gut der Hochwassermarken entsinnen, die an den Hauswänden angebracht oder in den Fels geschlagen waren, und es war unvorstellbar, daß dieses Flüschen das Tal so ausfüllen und eine derartige Höhe erreichen konnte. Bei dem Hochwasser trugen die Wellen Baumstämme, allerlei Hausrat und Vieh davon. Daher mußte der Fluß in Ketten gelegt werden, dabei wurde das liebliche Tal an seiner engsten Stelle durch eine gewaltige Mauer geschlossen. Viele konnten die schöne Uferwelt nicht vergessen, die heute im Schlamm des Sees unter den Wassern begraben liegt. In mehrjähriger Bauzeit entstand die Sperrmauer, ein Koloß aus Stein und Beton, und wo einst der Fluß auf dem Talgrunde sein schlängelndes Silberband zog, stieg aus dem grünen Grunde der Stausee auf. So entstand ein anderes Landschaftsbild, das jedoch dem Fleckchen Erde nicht seine lieblichen Reize nahm. In Buchten und Kehren zog sich nun der See etwa 8 Kilometer unter den bewaldeten Bergketten und an den grünen Rasenflecken entlang. Ruhig sind nun die Wasser geworden, und seine leichten Wellen, durch die Kraft des Windes getrieben, schlagen an den felsigen und wiesigen Uferand. Träumte man einst von Berggipfeln dem fließenden Wasser nach, so blickte der Beschauer dann auf den spiegelnden See, auf dessen Fläche sich Berge und Wälder und die sägenumwobene Kynsburg spiegelten. Auf der anderen Seite der Mauer lag zu deren Füßen das Kraftwerk, hinter dessen weißen Mauern sich die Wasserkraft in elektrische Energie verwandelte.

Wohl waren durch den Bau der Talsperre die Dörfer Breitenhain und Weistritz vor den verheerenden Fluten gesichert, doch noch oft genug brauste die Weistritz, ihr



Schweidnitz,
Blick a. d. Pfarrkirche

breites, aber fest gefügtes Strombett ausfüllend, überufernd durch das Tal unterhalb der Mauer, wenn der Stausee gefüllt war und die Wassermassen sich durch die Überläufe unter der Krone der Mauer zwängend mit tosendem Brausen und donnerndem Getöse, einen feinen Sprühregen um sich werfend, in die Tiefe stürzten. Die Weistritztalsperre gehörte zu den kleinsten unseres Vaterlandes, doch an landschaftlicher Lieblichkeit wurde sie nur von wenigen übertroffen. Um den langgestreckten See führte ein schattiger Weg, der abwechselnde und reizvolle Bilder über Wasser und Berge freigab. Ringsum von steil aufsteigenden bewaldeten Bergen umgeben, erhob sich auf dem Burgberge die Kynsburg, ihren gewaltigen Burgturm in die Bläue des Himmels streckend. Ritterburg und gepflegte Gaststätte zugleich, die den Besucher, nachdem er das malerische Tor durchschritten und den schattigen Burghof betreten, mit einem reizvollen Milieu mittelalterlicher Architektur überraschte. Wer aber die im behaglichen Stil vornehme und geschmackvoll eingerichtete Gaststätte besuchte, die fast an einen neuerstandenen Rittersaal erinnerte, konnte sich nicht der alten Sagen und ritterlichen Gastfreundschaft entziehen. Der Burgturm lohnte den beschwerlichen Anstieg mit einem herrlichen Rundblick. Auf der Burg und in ihrer Umgebung wurden auch die Außenaufnahmen zu dem Film „Waldwinter“ — nach dem Roman von Paul Keller — mit Hansi Knotek und Eberhard von Winterstein gedreht.

Die modern eingerichtete Talsperrenbaude, am Ufer des Stausees gelegen, bot mit dem Blick gegen die Sperrmauer und einen großen Teil des Sees aus den schattigen Gartenanlagen einen sehr schönen Blick. Zu Füßen der Terrasse schaukelten die Paddelboote und Kähne auf den Wellen, und ein kleines Motorboot tuckerte von Landungsstelle zu Landungsstelle, kleine Wellen um sich werfend, die von den Schwimmern und Paddlern gern angesteuert wurden.

Dieses Kleinod der schlesischen Landschaft lag zwischen Gebieten emsiger Arbeit und rauchenden Schloten. Es war und blieb der Erholung und Entspannung der Menschen vorbehalten, die in dem benachbarten Waldenburger Kohlenrevier und in den umliegenden Städtchen und Dörfern in Webereien und Spinnereien sowie in anderen Fabriken

dem Lebensunterhalt nachgingen. Aus der nahen Kreisstadt Schweidnitz wie auch aus Schlesiens Hauptstadt Breslau brachten die Sonderzüge an den Sonntagen, im Sommer wie im Winter, zum Wassersport, Wandern und Skilaufen Tausende von Menschen in das Schlesiertal. Im Talgrunde oder an der Berglehne entlang, die Häuser tief unter sich lassend, schnaubte das Züglein durch das Tal, stetig an Höhe gewinnend. Nach allen Richtungen hin eröffneten sich die lohnenden Wanderwege. Für die Wassersportler aber war der Stausee zum Paradies geworden. Zu beiden Seiten des Wassers waren Badeplätze und Zeltplätze angelegt worden, die, durch natürliche Hecken verdeckt, geschützt lagen und das Menschengewühl im Sommer gar nicht in Erscheinung treten ließen.

So wurde die Talsperre nicht nur ein Segen für die Menschheit, die durch die Bändigung des Wassers von Katastrophen verschont blieb. Die aufgespeicherte Kraft des Wassers brachte vielfachen Nutzen, und der See selbst wurde zu einem lohnenden Wanderziel und einem gern besuchten Wassersportplatz, den noch Hunderte von Schlesiern in lieber Erinnerung behalten haben.

Dar Troom vum Heider Konrad

Dar Heider-Pauer, woas derrheeme mei Nupper gewast ist, woar nich bluß a urntlicher Pauer, dar senn Kroam vu uba bis unda und vuu vurne bis hinga eim Schuß hotte, ar woar o a großer Jäger vu dam Herrn; und doodermiete sull o gesoat sein, doas ar vu dar Sache und dar Joad woas verstiehn toat. Ob nu doas vu a Hoasa oder em'n Bucke, vu a Hunda oder a Schießpriegeln woar, ar wußte iberoall Bescheid. A poar Nächte konnte ar im de Uhrn schloan, wenn ar hinger em'n Bucke her woar. O als Hundezichter hot ar sich enn Noama gemacht und eim Howe, gleich naber senner Scheune, woar ee Zwinger nabern andern miet Joadhunda und sulcha, die amoal welche oabgahn sullda. Dar Heider woar a Nupper, wie ma nich gleich enn uuftreiba tutt, und wenn im Herbste de Knoallerei uuf doas oarme Hoasaviech lußgiehn toat, hotta mir baale oalle Sunndtieche su a Tierla oder enn Karnickel ei dar Fonne; natierlich vum Konrad geschussa.

Eenes Murgens kimmt ar ganz uufgerägt und eschoffiert zu mir rimmgewetzt, doas ma schun vu großer Weite sahn kunnte; doas woas fiergekumma sein muuß. „Ich muß mich irschte hiesetza. Nee, weefste, a su woas ies merr ono nich ei de Quaare gekumma. Gib amoal a Körnla haar, ich bin noch ganz rammdösich im a Stöppel.“ — „Woas is denn passiert“, soag ich, „mach ock de Sache nich a su spannend.“ — „Ich hoa ei dar Nacht enn verflummta Troom gehoot, ganz verricktes Zeug hoa ich geträumt. Stell dir fier, wie ich uufwachte, woar ich wie eene gebodte Koatze, klitschenoas bin ich gewast.“ — „Nanu, se hoan dich wull nich etwa lebendig begroaba?“, soate ich. „Nee, aber schlimmer kunnte doas o nich sein. Stuß merr irschte amoal oa, prost!“

„Weefst de, du kennst doch de Senta, die eim zweeta Zwinger, na gell ocke. Ich hoa derr o schun ufte erzahlt, doas dar Hund een Verstand wie a Mensch hoaba muuß. Der Groaf wullt mern schun a poar Moal abkoofa und verknucht druufzoahn; ich hoa aber dan Hund nicht gegahn. Nee, wifste de, su enn Hund hoa ich no nich gehoot. — De Erna hotte gestern oabend Kartuffeln und Haringshackerla gemacht, wu ich a su schoarf druuf bin. Ich muß wull zuviel gegassa hoan, ich hotte a richtches Oalpdricka derrvone und kunnte irschte nich eischloafa. Ei dar Nacht hoa ich geträumt, und nu poas uuf.“

„Friedhurgens kumm ich runder ei de Stube und will friehsticka, doa sitzt de Senta uuf mem'n Ploatze, ies Masser ei a Fota und schneid sich eene Pritsche Schinka noach der andern oab und futtert, woas is Zeug hält. Und stell derr fier, dann zeigt doas Luder unter a Stuhl, und ich muuß mich hiesetza. Ob und zu schmeißt mir dar Köter enn Bissa

runda, und a Koffe hoat doas Hundevieh aus dar Tossa getrunka wie a Mensch. Dann hullt se de Leine und macht merr is Hoalsband im, oas Stuhlbeen bindt se mich o noch. Ich denke, ich sah nich rechte, mei Feifla stuppt se sich, zindt oa und pafft wie a Schurnsteen. Wie ich uufstiehn wullde, soate dar Hund: Daun, Konrad, daun! Dernoach gießt se enn Kurn nunder, nimmt de Flinte aus'm Gewehrschranke und hängt sich de Patronroasche im. Eim Hausflure grefft se mei Foahrrad, und eim Howe kriecht dar Hund druuf, ich uff oalla viern hingerhaar; aber eim Troapp. De Schweßtruppa liefa bluß a su ieber mei Gesichte runder. Wie merr nu oa doas Pischla naber dar Sandgrube kumma, stellt de Senta is Foahrroad oa enn Boom, durte wu ich's immer hiestelln tu, und gieht mit dar Flinte oab. Ich immer miete, hibsich bei Fuß, und schwitzte wie a Basabinder. Kreuzgemille, mir toata oalle Knucha wieh. Is dauert o nich lange, kimmt a Hoase oagehuppelt. De Hundelerge reßt de Knoarre huch, schun knoallts, und dar Meester Loampe rullt eim Drecke. Und stell derr fier, ich muuß a hulln. Und immerzune knoallts, immerzune muß ich Hoasa hulln, gruße und kleene, immer uff oalla viern bin ich derr getraubt. Enn ganza Bärg, a su viel Hoasa hoa ich iberhaupt noch nich uff em Heffa gesahnt, hotte ich schun zusoammageschläppt. Uff hemmzu giehn merr o noch zum Heidler nei. De Senta bestellt enn Kurn, a Bier und eene Zigarre fier drei Biehma; ich muß mich under de Banke lähn. Und weil ich derr kenn Ploatz hotte, hot mich dar Kroatschmer uuf de Knucha getrata, doas ich laut gepläkt hoa. Doodervone is de Erna aufgewacht, und wißte wu ich war: underm Bette hoa ich gelahn. Klitschenoaß bin ich gewast und mußte merr risch a trucknes Hemde oaziehn. Nu soag amoal, hoste su woas schun amoal gehiert? — „Nee“, hoa ich gesoat, „doas hier ich zum irsichta Moale. Aber hoste schun amoal woas vu dar Metamorphose gehiert? Ich globe, wenn de noch amoal uuf de Welt kumma tätst, wirschte wull oals Joadhund rimmlofa.“

Se spielt a „66“

De Bartsch Selma woar a bieses Weib; schunn ihr seelicher Heinrich hotts oam eegna Kerbhulze verspiern missa. Se hoatte is griste Maul eim Durfe, und een Teifel eim Leibe. Oab si's woas oaging oder nich, se mußte uuf a Leuta rinnhacka und rimkujiniern; ieberoall toat se rimhurcha und klatscha, is reenste Tagebloat eim Durfe. Ihre besta Freunde soata, doas se eene Schandfrasse hoat. Und wenn si wärklich amoal ei ihrer Stube woar, woas nich uffte fierkumma toat, doa soas se hinger a Blumatipla und a Fanstern und poaßte uuf, doas se nischte nich verpoassa toat, woas uff dar Stroaße fier sich ging. Och uff a Kanter woar se nich gutt zu sprecha, weil ar a Franze, woas ihr Sunn woar, amoal mit eener lausiga Pucht Priegel versurgt hoatte. Dar Lausigel hoatte im Kanter de schinnsta Äppel gemuppst. Doderferne hoatte ar de Schnicke gekriegt. Nagellock, Ihr Leute, doas Stibitza gehiert sich o nich. —

Eenes Sunndtichs hoatte der Kanter ei dar Frieemesse geurgelt, is Huchoamt woar eim Nachberdurfe. Wie nu dar Kanter vu dar Urgel runderkimmt, trifft ar uffn Kerchhofe mit dar Selma zusoamm. Se quatschte ar Kanter an: „Na, Herr Kanter, hoan Se geurgelt?“ Eene kreuzdämliche Froage, woas Verninftiges wußte se o nich zu soan. „Ju, dar Breuer Schuster und ich hoan zusoamma 66 gespielt“, meente dar Urganiste und ging sei Wägla furt. Dar ala Selma blieb is Maul uffstiehn, si kunnte nischte mehr denka. Is woar ju ieberhaupt nich ihre Oart, is Denka. Die Beene wulda ziurschte kenn Schriet macha. A ganza Sunndtich gings ihr eim Kuppe rimm, und se noahm sich fier, doas im Herrn Pforr zu erzahn. Asu sullts nich oabgiehn. — Eene Wuche druuf kimmt dar Herr Pforr de Durfstroaße runder und ei ihr Häusla. Woahrhoftig, ar kloppt oa de Stuba-

tiere. Ar koam blußig soan, doasß de Selma miete de Kerche scheuern sullde. De Selma stuppt dan Pffor aber gleich hingers Sofa und schuppst o noch a Tiesch derferne, doasß ar nich fierkriecha kunnte. Se druckte hie und haar, bis dar Pffor gewoahr wurde, doasß se woas uff' dar Laber hoatte. Endlich gings luß: „Herr Pffor, ma sull ju nich ieber de Leute troatscha, nagellock. Es is aber eene große Schande, wenn mas hiert. Dar Kanter spielt mim 'n Breuer Schuster uuf dar Urgel uba 66; de beeda mißta sich woas schama, woas sull sich dar liebe Herrgott vu ins eim Durfe denka.“ Asu sproach de Selma und meente noch derzune, doasß dar Herr Pffor dan beeda urntlich o Moarsch bloasa sullde. „Das kann ich gar nicht glauben“, sproach dar hochwirdige Herr. „Ju, ju, Herr Pffor, es is asu, se hoan mersch salber gesoat. Iech gleebs och; hoot dar Schuster keene Schuhe zum Kloppa, kloppt ar de Koarta. Doas is schunn immer asu gewast.“ „Ich will das Gerede mal untersuchen, Frau Bartsch“, und dodermite machte dar Herr Pffor, doasß ar hingerm Tiesche fierkoam. Nu freite sich de Selma, im Kanter hoatte se ne Suppe eigebrockt. A poar Tage druuf kimmt dar Kanter eis Pfforhaus und hullt sich is Urgelgeld. Wies dann asu poafte, räd dar Pffor, woas ar eim Durfe ieber seine beeda Urgler gehiert hoatte. Dar Kanter ploatzte uuf vier lauter Lacha und hielt sich senn Bauch. Ar lachte, doasß de Glasla eim Schranke miete oafinga zu roappelh. „Is stimmt schun, Herr Pffor, dar Breuer und ich hoam zusoamma 66 gespielt. Dar Schuster hoat de Luft gemacht, und ich hoa gespielt; Se hoan ju de Nummer 66 oageschriebe. Stimmts nich?“ Jitz koam dar Pffor nich aus'm Lacha raus. Ar hulle gleich a poar Glasla und enn guda Kurn. Dar Spoaß mußte begussa warn. —

Ei dar nächsta Wuche kimmt de Selma eis Pfforhaus und wullde eene Messe fier a Heinrich bestelln. Hingerhar meente dar Herr Pffor, doasß de beeda wärklich 66 gespielt hoan. „Hoab ichs nie gleich gesoat, doasß woas Woahres droan is? Asune Gotteslästrunk, moan sulls doch nich gleebe, asune Offaschande.“ Und doa se sich asu uffräge toat und nich zur Ruhe kumma kunnte, soate der Herr Pffor de reene Woahrheit. Asu plutze woar de Selma bale noch nich vum Stuhle uffgesprunga; is hätte nich viel gefahlt, und se wär ei dar Pfforstube hiegeschloan, längelank. Doas Gesichte wurde rut fier Wut, de Ooga kama fier, is Nast wullde goar nimmer sitza blein, und miet a Hända fuchtlte se im Pffor fierm Gesichte rimm. „Asune Gemeenheet, miech uff de ala Tage asu anzuschwindln, asune verpuchte Liege. Dar Kanter sull sich woas schama. Sune Blamasche, woas wärn de Leute eim Durfe lacha ieber miech.“ Se heulte luß, hullte sich is Schnupptichla aus'm Underrucke fier und wullde de Tränla oabwischa, de nich kumma wulltn. — Zahn Wucha woarn de Leute eim Durfe ohne Tagebloat, de Selma woar zu ihrer Schwester ei de Stoadt gefoahrn. —

Inhaltsverzeichnis

Kleine Reise in die Heimat	5
Neujahrmorgen 1939 im Riesengebirge	8
Hirschberger Plaudereien	11
Rund um Waldenburg	15
Unser Brückenheiliger	18
Der Zobten — seine Landschaft und Menschen	19
Dar Zutabärg und de Würbaschanze	22
Johannestag — Johannesfeuer	23
Der Blick ins Euleland	25
De kleene Stelle	27
Der Schlesier Freiherr von Kopy	28
Vom Summersunntich	30
Glas aus Schlesiens Bergen	32
Meine Tante Christel	34
Schlesierland — Weberland	35
Schlesische Weihnachts-Spezialitäten	37
Vom „Einfädeln“ und „Latschenwerfen“	40
De Mutter Schuchen	41
Das Schlesiertal — ein herrliches Fleckchen Erde	43
Dar Troom vum Heider Konrad	45
Se spielta „66“	46

